



Leseprobe

Carsten Jensen

Der erste Stein

Roman

»Eine neue Qualität von Polit-Thriller, die Maßstäbe setzen sollte. Ein Meisterwerk.«
Deutschlandfunk Kultur

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 14. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

CARSTEN JENSEN, geboren 1952 auf der dänischen Insel Æro, gelang mit seinem Bestseller *Wir Ertrunkenen* der internationale Durchbruch. Er ist einer der profiliertesten politischen Journalisten Dänemarks. Daneben arbeitet er auch als Literaturkritiker und schreibt Bücher. Für die Recherche an *Der erste Stein* verbrachte er eine längere Zeit in Afghanistan. Der Roman wurde mit mehreren dänischen Preisen bedacht.

Carsten Jensen in der Presse:

»Eine neue Qualität von Polit-Thriller, die Maßstäbe setzen sollte.
Ein Meisterwerk.«

Deutschlandfunk Kultur

»Carsten Jensen hat eines der besten Bücher über den Afghanistan-Krieg geschrieben – wichtig und spannend zugleich.«

Politiken

»Jensen kann Menschen und Landschaften beschreiben
und gibt Einblicke in ein Land, das viele nur aus Nachrichten kennen.
Das macht das Buch so lesenswert.«

Rheinische Post

Außerdem von Carsten Jensen lieferbar:

Carsten Jensen, *Wir Ertrunkenen*

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Carsten Jensen

Der erste Stein

Roman

Aus dem Dänischen
von Ulrich Sonnenberg



PENGUIN VERLAG

Die dänische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
Den første sten bei Gyldendal, Kopenhagen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2015 by Carsten Jensen og Gyldendal

Published by agreement with Leonhardt & Høier Literary Agency A/S, Copenhagen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017 by

Albrecht Knaus Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: www.buerosued.de, München,

nach einem Entwurf von Sabine Kwauka, München

Umschlagmotiv: plainpicture/Magnum/Thomas Dworzak;

Shutterstock/Militarist

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10295-3

www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Ich traf Shah Wali 1988 in einem Mudschaheddin-Lager im Arghestan-Tal, als die russischen Truppen noch in Afghanistan standen. Er fiel mir auf, weil sein Kindergesicht sich ununterbrochen zusammenzog, ein Tick, der eigentlich erst bei weit älteren Menschen vorkommt, die von traumatisierenden Ereignissen gequält werden. Die Mudschaheddin erzählten mir, dass man Shah Wali als Meuchelmörder ausgebildet hatte. Obwohl er erst zwölf Jahre alt war, hatte er bereits sechs Menschen getötet.

Dieses Buch ist Shah Wali und allen andern gewidmet, deren Leben von einem Krieg gestohlen wurde, der niemals endet.

*Es ging Manuel auf, dass Krieg heißt, sein Äußerstes zu tun,
um einige kleine Brocken Eisen in lebendiges Fleisch eindringen
zu lassen.*

André Malraux, Die Hoffnung

PROLOG

Ich gehe zwischen belegten und leeren Gräbern umher. Wer kontrolliert den Inhalt der Särge? Wer überprüft die Inschriften der Grabsteine? Wer waren sie, als sie lebten? Wer sind sie, wenn sie sterben?

I

3. ZUG

WEISSE ZONE

Der weiß-blaue Augusthimmel ist flach wie eine Zimmerdecke. Die Wüste auf der anderen Seite der Mauern können sie nicht sehen. Sie wissen, dass sie dort ist, in gewisser Weise unendlich, nur haben sie nicht die Fantasie, es sich vorzustellen. Sie sollen nach dem Feind suchen, während der Feind nach ihnen sucht. Ein Versteckspiel in der Leere erwartet sie.

Es gibt kein Fließband, das sie ihrem Schicksal entgegenträgt, keinen unaufhörlich grollenden Donner, der eine nahe Front ankündigt, keinen großen hämmernden Rhythmus, der sie verschlingen will. In vier Monaten sollen sie Urlaub bekommen, in sechs werden sie wieder draußen sein. Der Krieg ist lediglich eine Episode in ihrem Leben.

Der Zugführer sieht seine Männer an. »Ihr habt euch aus freien Stücken entschieden hierherzukommen. Niemand hat euch gezwungen. Vergesst das nicht. Ihr seid freiwillig hier. Eines Tages wird eure Wahl eine Auszeichnung oder eine Anklage sein.«

Sie hören Lärm, doch er kommt aus den eigenen Reihen. Dieses Dröhnen in der Luft verrät die Nähe eines großen Flughafens, startende und landende Transportflugzeuge, mit ihren Rotorblättern schaufelnde Helikopter, über die Startbahn donnernde Jagdflieger. Es scheint, als wäre dieser Krieg ein großes Kommen und Gehen, als hätte er keinen Ort.

»Du kannst nicht selbst entscheiden, ob du schwitzen willst«, fährt der Zugführer fort. »Du kannst nicht selbst beschließen, ob du Dünnschiss oder Verstopfung hast. Dein Körper ist wie ein Auto ohne Lenkrad. Es gibt weder Schaltknüppel noch Kupplung, weder Bremsen noch Gaspedal. Du bist Passagier in einem Fahrzeug, über das du keine Kontrolle hast.«

Rasmus Schröder hat leuchtend blaue Augen, in denen, sieht man genauer hin, sich ein dunkler Ton verbirgt, marineblau oder vielleicht purpurn. Seine flammend roten Lippen haben einen perfekten Amorfbogen, der von einer kleinen Narbe entstellt wird. Er hat sich an diesem Morgen nicht rasiert. Wie viele andere Soldaten will er sich einen Vollbart wachsen

lassen, als würde ihnen die Wüste persönlich diktieren, dass sie dem Feind, der nur mit größter Mühe zu finden ist, ähnlich sehen sollen.

Er nennt Dänemark die Weiße Zone, einen Ort, an dem das Herz sechzig- bis achtzigmal pro Minute schlägt, in träger, taktfester Harmonie, und wo das Leben im Halbschlaf gelebt wird, zufrieden und wehrlos. Du stehst einem bewaffneten Mann gegenüber und bettelst um dein Leben, statt ihm den Kehlkopf zu zerschmettern. Die Weiße Zone ist die Zone der Schafe.

Sie haben einen Kontinent verlassen und einen weiteren halb überflogen. Berge, Wüsten, Flüsse und Seen. Punkte in der Ödnis verweisen auf Dörfer. Dänemark könnte in einer Falte zwischen zwei Bergketten liegen. Sie wissen nicht, wann sie den Luftraum über dem Iran verlassen und die Grenze nach Afghanistan überquert haben. Was ist eine Grenze, aus einer Höhe von zehn Kilometern gesehen?

»Ihr seid Soldaten. Ihr gehört zur Gelben Zone, in der eure Herzen einhundertmal pro Minute schlagen. Die Zone der Wachsamkeit. In der Roten Zone kämpft ihr um euer Leben. In der Grauen Zone habt ihr eine Mauer im Rücken.« Hier macht Schröder immer eine Pause. »In der Schwarzen Zone wartet die Panik. Wenn die meisten von euch sagen, ich kann nicht mehr, dann nicht, weil ihr kurz davor seid zusammenzubrechen. Es ist einfach so, weil es hart ist. Erst wenn ihr Blut schmeckt und euer Herz in den Ohren hören könnt – erst dann seid ihr am Ende.«

Camp Bastion erstreckt sich in alle Richtungen. Schotterwege treffen in rechten Winkeln aufeinander und setzen sich bis zum nächsten rechtwinkligen Aufeinandertreffen fort. Es gibt Baracken, Container und Zelte in der Farbe des Schotters. Weit entfernt stapeln sich die Hesco bags, Körbe voller Steine, die von Filz und einem galvanisierten Stahlnetz zusammengehalten werden; schnell aufzubauen, schnell wieder abzubauen. Es gibt nichts, woran der Blick hängenbleibt oder sich begeistert. In der Hitze zittert die Luft wie eine Vorwarnung auf kommende Fata Morganas.

Als der 3. Zug sich bereitmacht, in die Wüste auszurücken, um nach Camp Price verlegt zu werden, hängen die Splitterschutzwesten, die Ge-

wehre und die Ausrüstungstaschen mit einem neuen Gewicht an ihnen, das sie während des vorbereitenden Trainings nicht bemerkt haben.

Jetzt wird es ernst, denken sie. Hoffnungsvoll horchen sie auf den Schlag ihrer Herzen.

GELBE ZONE

1

Hannah trägt ein militärgrünes Tanktop, die Oberkörper aller anderen Soldaten im 3. Zug sind nackt. Zu Hause in Dänemark haben sie den ganzen Sommer über an ihrer Bräune gearbeitet, die weißglühende Sonne von Helmand stört sie nicht. Einige Körper sind über und über tätowiert. Andere haben noch freie Flächen am Rücken, dem Rumpf und den Armen, die darauf warten, mit Kreuzen, Dannebrog-Flaggen, Totenköpfen oder Liebeserklärungen an die Kameradschaft und abstrakten Prinzipien auf Latein bedeckt zu werden – gern in verschlungenen Buchstaben. Die leeren Flächen werden gebraucht für Treueeide an das Absolute oder entsprechende Symbole. Sie sind eine Gemäldegalerie auf dem Marsch, Leinwände, die auf einen Pinsel warten.

Sie alle sind Sieger. So denken sie über sich, nicht weil sie davon ausgehen, einen Krieg zu gewinnen, der bereits seit vielen Jahren geführt wird. Sie sind Sieger, weil sie so weit gekommen sind. Sie haben die Ausbildung überstanden. Sie sind gut genug. Verloren haben die, die unterwegs aufgeben mussten, weil sie nicht die nötige Ausdauer hatten. Oder die Disziplin einfach nicht begriffen haben. Möglicherweise konnten sie gut mit einem automatischen Gewehr umgehen, doch wenn es darauf ankommt, reicht das nicht, dann muss man wissen, dass man auch die Verantwortung für den Mann neben sich trägt.

Der 3. Zug hat Camp Bastion hinter sich gelassen und gewöhnt sich an das neue Lager, Forward Operation Base Price, das wie so viele andere Camps nach einem gefallenen Soldaten benannt worden ist. In den Zelten und Containern von Camp Price gibt es Platz für fünfhundert Männer. Dreihundertfünfzig Dänen, der Rest sind Briten. Mitten im Lager ist hinter einer Einzäunung eine Gruppe amerikanischer Spezialtruppen stationiert. Es kommt vor, dass die Amerikaner im *cookhouse* auftauchen,

umgekehrt finden keine Besuche statt. Es ist verboten, sich in Kleinasien aufzuhalten. Die Ausnahme ist der Wachturm, der mit Aussicht auf ferne Bergketten zwischen den Zelten der Spezialtruppe emporragt. Camp Bastions Baracken sind abgelöst durch geräumige dunkelbraune Zelte, ausgerüstet mit Klimaanlage und untereinander verbunden durch schwarze Kunststoffgitter, die als Wege auf den Schotter gelegt wurden.

Sie waren auf ihrer ersten Patrouille, aber noch nicht im Kampf. Die Landschaft ist eintönig, mit Ausnahme der Flussufer, wo sich die dicht bevölkerte *greenzone* befindet, der Kampfplatz mit den von Mauern umsäumten Höfen, den Maisfeldern und Schutzhecken; ein lehmverputztes Labyrinth voller Möglichkeiten für einen Hinterhalt. Mündungsfeuer gehört zu dieser abweisenden Eisenzeit-Architektur, Schussalven sind ein ebenso fester Bestandteil der Lautkulisse wie das Meckern der Ziegen und das Geschrei der Kinder. Sie haben sich daran gewöhnt. Der Lärm des Krieges ist ein Lebenszeichen.

Sind sie unterwegs zu einer Patrouille, fahren sie in der Mitte des Highway 1. Alle anderen Fahrzeuge müssen am Straßenrand halten. Sonst werden erst Leuchtraketen abgefeuert, dann Warnschüsse. In ihren gepanzerten Mannschaftswagen dröhnen sie durch zwei Reihen haltender Fahrzeuge. Die Angst vor Auto- und Straßenminen bestimmt ihre Vorgehensweise.

»Im Irak konnten wir den Verkehr nicht zum Stehenbleiben zwingen«, erzählt Robert, einer der drei Unteroffiziere des Zugs. Er war im Irak, aber nicht in den Sandkästen im Süden, Camp Eden oder Camp Danevang, Robert war Angestellter einer amerikanischen Sicherheitsfirma in Bagdad. Leibwache, Eskorte, Transporte, diese Art von Arbeit. Darksky heißt die Firma. Keiner der anderen hat je von ihr gehört. »Contractor«, nennt er es selbst. »Söldner«, sagt Schröder.

Im Irak fuhren sie in ihren silberglänzenden Mitsubishi Pajeros auf der Überholspur. Die Angriffe kamen stets von hinten, der Fahrer war der verwundbare Punkt. Angreifer wurden daher auf die Beifahrerseite gezwungen. Die Heckklappe stand offen, dort hielt sich ein Maschinengewehrschütze bereit.

»Menschliche Schutzschilder«, sagt Robert, der schon bald den Spitz-

namen Irak-Robert bekommt. Sein Ton signalisiert Erfahrung. »Alle haben menschliche Schutzschilde benutzt. Wir auch. Wenn wir uns einer Kreuzung näherten, von der wir wussten, dass es dort einen Hinterhalt oder eine Straßenmine geben könnte, winkten wir immer den Verkehr durch. Autos, in denen Familien saßen, Frauen, Kinder, alles. Dann bekamen die den Mist ab. Das war die Standardprozedur. Es geht ums Überleben. Sei ein Schwein oder stirb.«

Roberts Gesichtsausdruck hätte hart sein können, wäre da nicht dieser leicht schielende, nicht zu fokussierende Blick, der ihn verletzlich erscheinen lässt. Wenn er sich konzentriert, verschärft sich das Schielen. »Ich bin zumindest ein ehrliches Schwein.« Er fährt sich mit der Hand über das Kinn mit den stacheligen Bartstoppeln.

»Das machen wir hier nicht.« So hat Schröder reagiert, als er Robert zum ersten Mal über den Krieg im Irak erzählen hörte.

»Weiß ich doch«, erwiderte Irak-Robert. »Afghanistan ist der gute Krieg.«

Es sind die Menschen in der Landschaft, an die sie sich nicht gewöhnen können. Düstere Gesichter mit hervorstechenden Nasen, gewaltigen Bärten und tiefliegenden Augen, die sie zu ignorieren und gleichzeitig zu verurteilen scheinen. Faltenreiche Kleidung, Turbane, Kaftane, Schals, weite Hosen, meterweise Stoff, der ihre Träger verbirgt und ihnen doch ein Gewicht verleiht, als würden sie wie Feldfrüchte aus der Landschaft herauswachsen. *Disbdash* heißt diese Tracht, meinen sie. Doch so werden die knöchellangen Gewänder in Saudi-Arabien genannt. »*Salwar kamiz*«, korrigiert Schröder. Es gibt kein dänisches Wort für die befestigten Höfe, sie benutzen das englische *compounds*. »*Qalat*«, sagt Schröder, der auch Sprachoffizier ist und Paschtu spricht. »Es heißt *Qalat*.« Zwei weitere wichtige Wörter sind *badal*, Rache und *nang*, Ehre. Werden sie es je lernen?

Die Menschen stehen regungslos in der Landschaft. Sie müssen diese Worte auch nicht aussprechen. Sie strahlen sie aus. Sie sehen biblisch aus, Überlebende eines anderen Zeitalters mit einer Beharrlichkeit, die nur schwer von Feindseligkeit zu unterscheiden ist. Dass sie hinter dem Steuer von verbeulten, weiß lackierten Toyota Corollas sitzen oder ein Mobiltelefon am Ohr haben, lässt sie nicht weniger fremdartig erscheinen. Die

Dänen rauchen eine Zigarette mit ihnen. Man hat ihnen ein Wörterbuch mit einhundert Wörtern und Ausdrücken ausgehändigt. Wie geht's? Mir geht es gut. Hast du Waffen? Öffne den Kofferraum. Hände hoch. Leg dich auf den Bauch. Ergebt euch.

Die Briten nennen die Taliban *ragheads* oder *shitheads*. Die Dänen sagen Lappenkopf oder Tali-Bob. Die örtliche Bevölkerung heißt nur LN, eine Abkürzung für *local nationals*. Sie selbst werden als *ferangi* bezeichnet, als die aus dem Westen. Sie reden nie mit Afghanen, ohne das Gewicht ihres automatischen Gewehrs in der Hand zu spüren. Noch gibt es niemanden im Zug, der einen bestätigten Treffer vorweisen kann.

»Schröder, sag die Wahrheit. Warum bist du hier?«

Jakobs Tonfall ist frotzelnd. So redet man nicht mit einem Vorgesetzten. Aber die Soldaten sind sich in den acht Monaten ihrer Ausbildung sehr nahegekommen und glauben, sie wüssten alles über ihren Zugführer. Er hat eine Karriere in der Armee hinter sich, die nicht sonderlich von der üblichen Laufbahn abweicht, obwohl sie auch nicht ganz wie im Lehrbuch verlaufen ist. Er ist mit anderen Einheiten schon früher in Afghanistan gewesen. Aber sie interessiert sein Beruf im zivilen Leben.

Jakob ist der Jüngste des Zugs, neunzehn Jahre alt. Die anderen ziehen ihn mit seinem Alter auf. Jakob sagt laut, was er denkt, außerdem ist er hemmungslos neugierig. Er ist rothaarig und hat Sommersprossen auf der Nase. Als Einziger von ihnen sitzt er im Hemd in der auch jetzt Mitte September noch immer kräftigen Sonne. Er hat sich den Nacken und die Arme verbrannt. Sein Gesicht liegt im Schatten einer knallroten Baseballkappe.

»Haben sie dich gefeuert? Hast du in die Kasse gegriffen?« Jakob hört mit seiner Frotzelei nicht auf.

»Ich bin hier, um etwas zu verändern.« Schröders Stimme trieft vor Ironie, von vornherein ist klar, dass sie ausgerechnet diese Antwort nicht ernst nehmen sollen.

»Das nehmen wir dir nicht ab.« Michael ist vier, fünf Jahre älter als Jakob, ein Gewehrschütze, Mitte zwanzig und eine Art großer Bruder für Jakob. Immer nimmt er Jakob in Schutz und sorgt dafür, dass die Hänseleien der anderen nicht ausarten. Er grinst Jakob aufmunternd an, der mit

seinem Gewehr im Schoß auf einem Stuhl sitzt. Sie bereiten ihre Ausrüstung vor. Michaels rechte Schulter bedeckt ein Leopard mit gefletschten Zähnen. *In Omnia Paratus* steht darunter. Zu allem bereit.

»Okay«, sagt Schröder. »Die Erde unter den Nägeln spüren. Etwas bewirken. Deshalb bin ich hier.« Er zögert einen Moment. »Inspiration.«

Schröder hat im zivilen Leben an Videospiele gearbeitet. Sie kennen mehrere Spiele, deren Design er mitentwickelt hat. Meist geht es um kahlgeschorene Auftragskiller mit einem tätowierten Code im Nacken und einem Gesicht, das ebenso viele Ausdrucksformen kennt wie die Kuppe eines Daumens. Deshalb gehört Schröder zu den beliebtesten Gesprächsthemen unter den Männern des Zugs. Sie haben es wieder und wieder diskutiert. »Wenn du Schröder wärst, hättest du dann getauscht und wärst hierhergekommen? Stell dir vor, du sitzt vor einem Bildschirm, spielst den ganzen Tag die geilsten Spiele und wirst dafür auch noch bezahlt.«

Aber die Diskussion endet immer an der gleichen Stelle, mit einem zögernden Eingeständnis. Doch, sie würden tauschen. Ganz sicher wissen sie nicht, wie es ist, Schröder zu sein. Aber sie wissen, wie es ist, hier zu sein. Im Augenblick langweilen sie sich. Aber es wird etwas passieren. Jakob spürt es, wenn er das Gewehr in der Hand hält. Das ist kein Joystick, mit dem er gerade herumfummelt. Das hier ist *the real thing*.

Jakob hatte einen ähnlichen Job. In der neunten Klasse hat er ein Praktikum bei einer Mediengesellschaft absolviert, die auf Kalvebod Brygge in Kopenhagen Spiele entwarf. Zuerst musste er eine Erklärung unterschreiben, in der er sich verpflichtete, niemandem zu erzählen, was er auf den Bildschirmen sah, auf denen neue Spiele entwickelt wurden. Aber die Klausel umfasste nicht die Wandmalerei in der Kantine, die zwei Chicks in langschäftigen Stiefeln, Handschuhen und Leder-BHs zeigte, die beide eine Peitsche in ihren Händen hielten.

»Ihre Lederhöschen saßen einfach so stramm«, so Jakob, »dass man den Fotzensaft riechen konnte.«

Das Detail mit dem Fotzensaft erwähnt er nur einmal. Mads mit dem Grübchen am Kinn, der, wie alle wissen, der größte Frauenheld des Zugs ist, schaut Jakob an und runzelt fragend die kräftigen, dunklen Augenbrauen. Mads rasiert sich jeden Tag. Das Grübchen ist wichtiger als ein

Bart. »Fotzensaft?«, wiederholt er. »Hast du Fotzensaft gesagt?« Jakob nickt, bereits unsicher. »Jetzt hört euch nur diesen Experten an«, fordert Mads die anderen in einem unglaublich herablassenden Ton auf. »Wie riecht denn Fotzensaft so? Ich weiß es nicht. Und ich hatte die Nase schon ziemlich oft nah dran. Aber ausgerechnet diese Besonderheit ist mir entgangen.«

»Ach, komm schon, Mads.« Jakob bettelt beinahe. »Jeder weiß doch, wie Fotzensaft riecht.«

»Tja, ich nicht. Riecht eine Möse nach Zimt? Oder nach Fisch? Vielleicht nach gekochtem Dorschrogen?«

»Hey, Mann, rei dich mal zusammen. Hier sind Frauen im Raum«, unterbricht ihn Hannah und wendet sich an Jakob. »Du bist doch garantiert für diese Fotos auf den Computern verantwortlich, oder? Tittenfick.dk, Popogeil.dk, Epicboobs. Müssen wir uns wirklich sämmtliche feuchten Fantasien von dir ansehen?«

Jedes Mal, wenn Hannah sich in dem Container einloggt, in dem die Streitkräfte den Soldaten Computer mit Internetzugang zur Verfügung gestellt haben, tauchen diese Bildschirmschoner auf, und sie hat Jakob im Verdacht, dass er sie programmiert hat: jene Menge Frauen, die auf den Knien hocken, ihre gewaltigen Hintern in die Luft recken und freie Sicht auf ihre feuchten, glänzenden, glattrasierten Msen bieten.

Hannah ist athletisch gebaut, ein Gummiband hält ihr halblanges blondes Haar im Nacken zusammen. Bei ihr sitzt ein Sixpack dort, wo Mädchen normalerweise eine weiche Rundung haben. Sie selbst ist der Ansicht, dass ein gut trainierter Körper immer auch ein Beweis von Einsamkeit ist. So ist sie jedenfalls zu ihrem Körper gekommen, bevor sie Soldatin wurde, allein auf steilen Rampen mit einem Paar anderthalb Kilo schweren Aggressive-Inline-Skates an den Füßen; allein auf der Kante, die Sekunde vor dem Sprung über die fünf Meter hohe, beinahe senkrechte Wand der Halfpipe; allein mit einem gerissenen Gelenkband, schmerzenden Knien, verstauchten Knöcheln: allein auch mit dem Triumph, wenn ein 720er gelang.

Hier trainieren sie gemeinsam, nicht weil sie Bodybuilder-Freaks sind, sondern weil der Körper sonst das Gewicht nicht ertragen würde, das sie

auf den Patrouillen mit sich schleppen müssen. Mit vierzig Kilo auf dem Rücken müssen sie schießen und ausweichen können. Das ist ohne den regelmäßigen Einsatz von Beinpressen und Hanteln nicht zu schaffen.

Viktor ist der Oberfeldwebel des Zugs und Schrøders Stellvertreter. Mitte dreißig mit einer Vergangenheit als Sozialpädagoge. Er hat in ganz Dänemark auch als Crossfit-Lehrer gearbeitet, in Trainingszentren, die Namen trugen wie Siederei, Druckerei, Schmiede oder Molkerei; aufgelassene Werkstätten mit rohen Betonfußböden und bröckelnden Wänden, die irgendwann einmal weißgekalkt waren. Viktor trägt eine Tätowierung mitten auf der Brust, einen Würfel mit sechs Augen. Er weiß, dass es bei Crossfit auch um Gefühle geht. Es ist nicht nur die physische Anstrengung, die die Männer während der harten Übungen brüllen, stöhnen und japsen lässt, wenn jeder Muskel im Gesicht vor Konzentration angespannt ist und der Puls rast. Es gibt auch Menschen mit einem inneren Schmerz. Es hilft nichts, darüber zu reden. Das soll man auch nicht. Man muss ihn herausbrüllen. Beim Crossfit-Training stöhnen sie im Chor.

Was hat Hannah dazu gebracht, sich freiwillig zu melden? Eine Frage, die sie sich auch selbst oft stellt. Warum Kampf- statt Kommunikations-truppe?

Sie hat an einem Schnuppertag in der Kaserne von Antvorskov teilgenommen. Sie bekamen ziemlich weite Uniformen und wurden aufgefordert, sich Tarncreme ins Gesicht zu schmieren. Die Haut sollte die gleiche Farbe annehmen wie die Tarnuniformen, die aussahen, als wären sie für den dänischen Buchenwald entworfen worden und nicht für ferne Sandwüsten. Sie sah sich die anderen Mädchen an. Einige von ihnen waren ebenso groß wie sie, auffällig viele, fand sie. Sie kletterten in gepanzerte Mannschaftswagen und erhielten schließlich eine Waffe. Einige nahmen die Waffen eher linkisch entgegen. Andere griffen wie selbstverständlich zu. Sie gehörte zur zweiten Kategorie. Das Metall in den Händen gab den Ausschlag, dieses totbringende Gewicht, das ein Gegenpol zu ihrem eigenen Körper zu sein schien und ihn in eine Balance brachte, die sie lange nicht mehr gespürt hatte.

Ihr gefiel die Ausbildung, vor allem die letzten acht Monate, als das Training zielgerichteter wurde. Es war hart, aber daran war sie gewöhnt.

Es wurde Disziplin verlangt, aber solange sie deren Notwendigkeit einsah, hatte sie nichts dagegen.

Sie denkt oft an den Skater Danny Way, der mit einem Sprung über die Chinesische Mauer den Stunt seines Lebens ausführte. Sie stellt sich nicht nur das harte Training vor, das diesem Sprung vorausgegangen sein musste. Sie sieht auch diese enormen Rampen vor sich, die auf beiden Seiten der Mauer errichtet wurden. Ohne sie hätte es keinen Sprung gegeben. Und so sieht sie auch die Armee: als eine Art Megarampe, die sie in die Lage versetzt, mit einem gewaltigen Satz über die Chinesische Mauer in ein neues Leben zu springen.

Jakob bekommt sofort einen roten Kopf, als Hannah ihn beschuldigt. Rot! Hat der Bengel keine Selbstbeherrschung? »Das war ich nicht«, behauptet er ausweichend. Er wirft einem der anderen Soldaten aus dem Zug einen raschen Seitenblick zu, einem dünnen Burschen mit einem langen Hals und einem verblüffend kleinen Kopf. »Das war Nebenperson.«

Nebenperson ist ein Spitzname. Sein richtiger Name lautet Andreas, er ist der Internet-Nerd des Zugs. Nebenperson schüttelt resignierend seinen vogelartigen Kopf und antwortet nicht einmal.

»Ganz ehrlich.« Um Hannahs Mund spielt ein Lächeln. »Habt ihr da im Container so 'ne Art Happy Hour, wo nur Männer Zugang haben? Holt ihr euch da im Takt einen runter?«

»Halt die Klappe, Hannah. Alle holen sich hier einen runter. Ihr Mädels liegt doch auch mit dem Finger in der Keksdose im Bett.« Mads sieht als Einziger nicht verlegen aus.

Årslev spuckt einen braunen Strahl Snus in den Schotter. Er gilt als der Lokalpatriot des Zugs, genannt nach seiner Heimatstadt, und er wird nicht müde, immer wieder von deren Brauerei zu erzählen, dem Midtfyns Bryghus. Er hat vor allem eine Vorliebe für Rough Snuff, ein verdammt gutes Skipper-Ale, das mit Blasentang und Snus gebraut ist. Årslev ist ein großer Anhänger von Snus. Auf die schwedische Art stopft er sich den Tabak unter die Oberlippe und spuckt immer wieder mit einem genießerischen Gesichtsausdruck aus.

»Ihr habt gefragt, warum ich hier bin.« Schröder unterbricht sie. »Ich war die Ballerspiele und kahlköpfigen Psychopathen leid. Ich wollte etwas

Großes entwerfen, so im Stil von *World of Warcraft* oder *Halo*. Ein Spiel, das dir das Gefühl gibt, an etwas teilzunehmen, das größer ist als du. Versteht ihr, was ich meine?»

»Ja, klar.« Jakob ist wieder so vorlaut wie zuvor. »So viele wie möglich umnieten. Was sonst?«

Michael verbirgt sein Gesicht in den Händen. Der kleine Bruder hat sich schon wieder blamiert. Die anderen lachen. Jakob sieht sich verwundert um.

»Genau darum geht es gerade nicht.« Schröder schüttelt lächelnd den Kopf. »Sag mal, Jakob ... glaubst du wirklich, es geht bei dieser Mission darum, so viele wie möglich abzuknallen? Ist das Helmand für dich? *The Helmand Killing Games*? Wie stellst du dir eigentlich die Wüste vor? Als eine Playstation? Das kannst du auf der Stelle vergessen – zumindest mit mir als Zugführer.«

»Natürlich müssen wir gegenseitig gut auf uns aufpassen.« Simon hat sich zu Wort gemeldet, der Sanitäter des Zugs. Ein schmächtiger Bursche, dessen schwarze Haare im Kontrast zu seinen blauen Augen stehen. Wenn er sich ein paar Tage nicht rasiert hat, sprießt ein bisschen einsamer Flaum an der Spitze seines Kinns. Mehr wird es nicht.

»Dämmert es allmählich? Gibt es etwa jemanden, der euch bei *call of duty* den Rücken freihält? Nein, oder? Ihr steht allein, und derjenige, der hier draußen allein steht, kommt nicht wieder nach Hause. Kapiert? Ich weiß, dass ich etwas sage, was ihr schon tausendmal gehört habt. Hier geht es nicht darum, so viele wie möglich umzulegen. Es geht darum, aufeinander aufzupassen. Aber wir sind nicht wegen uns hier. Wir sind hier wegen der Afghanen. Versucht, sie euch als Teil eurer Gruppe vorzustellen. Was passiert dann?«

»Meinst du, diese hoffnungslosen afghanischen Soldaten, die wir ausbilden sollen?« Michael hebt die breiten Schultern, einen müden Ausdruck im Gesicht. Jakob feixt.

»Nein, ich meine die Bevölkerung. Die Zivilisten. Die Bauern. Die Frauen.«

»Verflucht, dann wird's verzwickt.«

»Genau, dann wird's verdammt noch mal verzwickt. Aber das bedeu-

tet nicht, dass es weniger herausfordernd ist. Es wird sogar zu einer noch größeren Herausforderung. Man kann sich das gut als Videospiel vorstellen. Aber denkt an ein Spiel, das nicht nur schnelle Reflexe fordert. Es bezieht auch das Hirn und das Herz mit ein. *Hearts and minds!* Kapiert? Jetzt kommen wir der Sache schon näher!«

»Du warst doch auf Grönland, Mann.« Michael schaut hinüber zu Adam.

»Nicht auf Grönland, in Grönland. Nordostgrönland. Dort, wo kein Mensch lebt. So gesehen war ich nicht in Grönland. Ich bin bloß auf irgendwelchem Eis herumgelaufen.«

Adam ist einer der drei Unteroffiziere des Zugs, nahezu zwei Meter groß, mit einer struppigen, kastanienfarbenen Mähne und einem dichten Vollbart in einem noch dunkleren Ton. Er hat zwei Jahre als Mitglied der Sirius-Patrouille in Nordostgrönland verbracht. Adam sieht aus wie ein Polarforscher, und tatsächlich sind Polarforscher aus einem anderen Jahrhundert auf den Umschlägen der Bücher abgebildet, die sich neben seinem Feldbett stapeln – mit zugewachsenen Gesichtern, die von Seehundfellmützen eingerahmt werden. Er hat etwas Verschlossenes, als hätte er die Stille der eisigen Einöde mitgebracht.

»Wenn es jetzt ein Spiel wäre, wärest du im Vergleich mit uns anderen bereits ein Level weiter. Du könntest dir neue Eigenschaften aussuchen, in der Dunkelheit sehen oder einer Duftspur folgen. Oder deine Waffen upgraden.«

»Ich kann bereits in der Dunkelheit sehen«, winkt Adam ab. »Hast du nie etwas von Infrarot-Ferngläsern gehört? Riechen Taliban anders als andere Afghanen? Ich glaube kaum. Und Waffen? Fehlen mir auch nicht gerade.«

»Nein, dir fehlt nur die Genehmigung, sie zu benutzen.« Michael sieht hinüber zu Schröder, als wollte er den Zugführer herausfordern.

Schröder nimmt die Herausforderung an. »Solch einen Befehl werdet ihr von mir niemals hören, wenn ihr einen Taliban im Visier habt. Ich werde niemals sagen, ihr sollt euch bloß vorstellen, einen Joystick in den Händen zu halten. Es sind niemals nur ein paar Pixel auf einem Display. Ihr schießt, ihr vernichtet. Es ist ein Mensch.«

»Ja, ja«, erwidert Michael. »Ein Mensch, der nur eins im Kopf hat: uns die Eier abzuschießen.«

»Ein Mensch, der einen Vater hat, Brüder, Vettern, vielleicht sogar eine Frau und ein paar Söhne, eine ganze Liste kommender Rächer. Erschieß einen Taliban, und du hast einer Hydra einen Kopf abgehackt – drei neue werden nachwachsen.«

»Was ist eigentlich besser? Mit Spielen arbeiten oder beim Militär sein?« Jakob kehrt zu seinem Lieblingsthema zurück.

»Der Unterschied ist nicht sonderlich groß. Hier wie dort lernt man, in einem Team zu arbeiten. Stellt euch die ganze Schufferei vor, die dazu gehört, um auch nur das simpelste Bild auf dem Schirm zu erzeugen. Stellt euch die tausend Möglichkeiten vor, wie eine Geschichte sich entwickeln kann. Wir sind zweihundertfünfzig Angestellte in der Firma, etwas weniger als hier im Lager. Es gibt Regisseure und Zeichner, einige konzentrieren sich auf die Haupt-, andere auf die Nebenpersonen. Wieder andere sind Background-Zeichner oder Spezialisten für Bewegungen. Habt ihr eine Vorstellung, wie schwer es ist, eine Figur natürlich eine Treppe hinaufgehen zu lassen? Es gibt Caster, Studiochefs, technische Chefs, kreative Chefs, außerdem outsourcen wir eine Menge. Es gibt Firmen, die nichts anderes produzieren als Fabrikhallen und Polizeireviere, unaufgeräumte Schreibtische oder Bürostühle mit zerrissenen Bezügen. Das ist vor allem eine Spezialität der Chinesen. Anspruchsvolle Bewegungen – das ist Hollywood. Und mittendrin sitzen wir. Wir sind Experten, jeder Einzelne von uns, zweihundertfünfzig Mann, drei Jahre.«

»Meine Fresse, wenn wir die gleiche Zeit benötigen würden, um uns vorzubereiten ...« Nebenperson seufzt, als wäre er am falschen Ort gelandet.

»Ja, wenn's so weitergeht, kommen wir nie auf Patrouille!«, unterbricht ihn Mads.

»Oh, Scheiße!«

Michael sieht Jakob an. »Was ist denn los?«

Jakob hat seine Splitterschutzweste auf dem Schoß und ein Tourniquet in der Hand. »Ich weiß nicht, was ich mit diesem Ding machen soll.« Er sieht sich appellierend um, als wäre nicht er dafür verantwortlich, sondern die anderen.

»Hörst du eigentlich nie zu?« Michael sieht ihn resigniert an. Jakobs Nase leuchtet rot. »Mann, und du hast auch vergessen, dich einzucremen.«

Jakob ignoriert ihn. »Kann mir irgendjemand den Nutzen dieser Scheiße hier erklären?« Er hält ein schwarzes Klettband mit einem kleinen Plastikstift hoch.

»Du liegst auf dem Schlachtfeld. Du bist getroffen. Du blutest. Du brauchst das Tourniquet, um die Blutung zu stoppen. Du legst das Klettband um den Arm oder das Bein, direkt über der Wunde, und dann drehst du es mit Hilfe des Stifts zusammen.« Hannah ist zu ihm gegangen und legt ihm das Band um den Arm an. »So.«

Jakob blickt lächelnd zu ihr auf. »Du riechst gut«, sagt er.

»Halt die Klappe und hör mir zu.« Hannah dreht den Stift noch einmal um.

»Au!«, lacht Jakob. »Warum muss ich das selbst machen? Wieso kann Hannah das nicht übernehmen?«

»Weil Mutti nicht immer in der Nähe ist«, antwortet Mads in dem gelangweilten Tonfall, in den er immer verfällt, wenn er mit Jakob redet.

»Weil du vermutlich in einem Feueregefecht verwundet wirst«, ergänzt Simon geduldig. »Du liegst mitten in einem Minenfeld, und die Kugeln fliegen dir um die Ohren. Wenn dir da jemand helfen soll, setzt er sein eigenes Leben aufs Spiel, und dann gibt's zwei Kandidaten in der Todeszelle. Zuallererst haben wir den Feind zu bekämpfen. Dann müssen Sørensen und Sylvester die Gegend säubern, bevor ich anrücke. Das kann gut und gerne eine Stunde dauern. In der Zwischenzeit bist du am Blutverlust gestorben, weil du beim Erste-Hilfe-Kurs nicht richtig zugehört hast.«

Schröder sieht mit einem anerkennenden Nicken hinüber zu Simon. »Ich fürchte, du musst unserem Schwachkopf hier einen Extrakurs in Erste Hilfe geben.«

»Wieso spendieren wir ihm nicht einfach eine Fahrkarte nach Hause?« Wieder ist es Mads.

»Halt dich zurück.« Michael wendet sich mit einem wütenden Gesichtsausdruck an Mads. Der Leopard auf seiner Schulter dreht sich mit ihm und sieht aus, als öffnete er das Maul zu einem Fauchen.

Mads zuckt die Achseln. »Dann erzählt ihm zumindest nichts vom Lutscher.«

»Lutscher? Meinst du den Morphium-Lutscher? Den hab ich längst verbraucht. Kann ich noch einen haben?«

Simon fasst sich an den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein! Wie blöd bist du eigentlich? Scheiße, der ist für eine Situation gedacht, in der du ganz allein irgendwo liegst, dir deine Eingeweide aus dem Bauch quellen und du nirgendwohin kannst, weil es so scheißweh tut. Glaubst du, dies alles hier ist ein Witz? Nein, ich gebe dir bestimmt keinen neuen!«

»Bleib ruhig. Ich habe nur mal dran geleckelt.« Jakob sieht sich um. »Wir könnten einen Film über unsere Erlebnisse drehen. Wir könnten uns selbst filmen.«

»Ja, warum nicht! Aber dann müssen wir auch was erleben, dann muss irgendetwas passieren.« Mads sieht aus, als fände er die Idee hervorragend. Es kommt selten vor, dass er Jakob überhaupt unterstützt. Auf Jakobs Gesicht strahlt sein ewiges Lächeln. Sein Ablenkungsmanöver ist gelungen.

»Ach, das klappt doch nie.«

Jakob blickt verwirrt von einem zum anderen. Jetzt ist Michael plötzlich dagegen.

Mads wendet sich an Michael. »Musst du unbedingt immer die Spaßbremse spielen?«

»Wir sitzen doch die meiste Zeit nur auf unseren Ärschen herum. Wir kommen doch nie raus, um zu schießen. ›Sie saßen auf ihren Ärschen!‹ Wer will denn so einen Film sehen? Was ist die größte Gefahr hier draußen? Dass wir vor Langeweile krepieren!« Michael faltet die Hände und blickt in den Himmel von Helmand. »Lieber Gott, zum Teufel, verschaff uns ein bisschen Action!« Er sieht sich grinsend um. »Jetzt habe ich sämtliche Götter angerufen. Jetzt muss doch irgendetwas passieren.«

»Dafür würde ich nicht beten, wenn ich du wäre.« Schrøders Stimme klingt ungewohnt ernst.

2

Unter den Männern des Zugs sind Lasse, Nikolaj und Daniel die kampflüsternden. Die ganze Zeit schreien sie nach TICs, *troops in contact*, Feindberührung. Um ihre Kampfbereitschaft zu unterstreichen, tragen sie Glock-Feldmesser mit sechzehn Zentimeter langen Klingen quer über der Brust. Um sie problemlos zur Hand zu haben.

»Die werdet ihr nicht brauchen.« Viktor schüttelt den Kopf. »Zum Nahkampf kommt es doch nur, wenn uns die Munition ausgegangen ist, und dann würde ich empfehlen, Tali-Bob das Gewehr an den Kopf zu knallen und nicht zu versuchen, ihn mit diesen Obstmessern zu schälen.«

Die Kampflüsternden sammeln sich um Dennis, der immer wieder erzählt, dass er aus einer Familie von Offizieren stammt. Nicht dass er darauf besonders stolz wäre, im Gegenteil. Das dänische Offizierskorps war viele Generationen nichts anderes als ein Haufen kapitulationsbereiter Weicheier, die sich besser für einen Job als Wärter im Zeughausmuseum geeignet hätten. »Geh auf Google«, erklärt er, am liebsten, wenn Viktor in Hörweite ist. »Der 9. April 1940. ›Stunde für Stunde‹ heißt die Homepage. Die Deutschen beginnen um vier Uhr morgens mit der Besetzung Dänemarks. Und zwei Stunden später ergibt sich die dänische Regierung. Das ist unsere gesammelte Kriegserfahrung in einhundertvierzig Jahren. Zwei Stunden! Wenn du Amerikaner wärst, hätte dein Vater in Vietnam gekämpft, dein Opa in der Normandie, dein Uropa in den Schützengräben von Verdun und dein Ururgroßvater im Bürgerkrieg. Das amerikanische Marinekorps hat ein Motto: *Semper fidelis*. Was haben wir, um treu ergeben zu sein? Einhundertvierzig Jahre weinerliche Passivität.«

Der Gedanke an seinen Vater, den Schreibtischmajor aus der Kaserne von Holstebro, dessen Kampferfahrung aus einer unglücklichen Begegnung mit einem elektrischen Rasenmäher besteht, lässt Dennis unter seinem dichten blonden Bürstenschnitt rot vor Erregung werden. »Erschieß einen Taliban für mich«, hat der Idiot gesagt, als wir uns verabschiedeten. Vorher hat er mich gebeten, ihm zu zeigen, wie schnell ich mein Gewehr auseinandernehmen und wieder zusammensetzen kann. Er stand da und

glotzte, als hätte er irgendeine Ahnung. »Zeigt mir, wie schnell du deine Schuhe putzen kannst, du Scheißzivilist«, habe ich zu ihm gesagt.«

»Und du bildest dir ein, du könntest jetzt all das tun, was deine warm-duschenden Vorväter nicht geschafft haben«, unterbricht ihn Viktor, wenn Dennis die Regeln in Zweifel zieht, unter denen die Nato-Truppen kämpfen: Sie schreiben den Soldaten vor, das Feuer nur in Selbstverteidigung zu eröffnen und nie auf einen unbewaffneten Gegner zu schießen.

»Das ist doch genauso, als würde man mit auf dem Rücken gefesselten Händen kämpfen«, entgegnet Dennis. »Diese Bauernärsche hier sind doch alle bewaffnet. Sie verstecken ihre Waffen, wenn wir uns nähern, und holen sie wieder raus, sobald wir ihnen den Rücken zudrehen. Alle wissen das. Ich bin nicht gekommen, um für afghanische Schulmädchen den Babysitter zu spielen. Ich bin hier, um zu kämpfen.«

»Pass bloß auf mit deinen Wünschen. Sie könnten in Erfüllung gehen«, sagt Viktor. Er hat mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen in Heimen gearbeitet und versäumt nie, es denen zu erzählen, die seiner Ansicht nach in die Schranken gewiesen werden müssen. Er erklärt sie zu Verhaltensauffälligen. Es ist bereits seine dritte Entsendung nach Afghanistan. »Ich komme hierher, wenn ich das Bedürfnis habe, mich zu entspannen. Und ich habe keine Lust, mich mit den gleichen Problemen wie an meinem Arbeitsplatz herumzuzergern.«

»Ich kenne Typen wie dich«, sagt er zu Dennis. »Scheißübermütig zu Beginn. Ihr wollt am liebsten Blut sehen. Aber früher oder später kommt ihr immer runter. Dass dein Vater ein Scheißkerl ist, bezweifle ich nicht. Aber das verschafft dir nicht die Lizenz, auch einer zu sein. Du bist nicht beim Militär, um den Helden zu spielen. Du bist nicht hier, um all die Kriege zu gewinnen, an denen dein Urgroßvater und all seine Nachkommen nicht beteiligt waren. Du bist beim Militär, um zu lernen, normal zu bleiben. Tu deine Pflicht, nimm Befehle ernst, und benutz deinen Kopf nicht nur als Megaphon für deinen privaten Mist.«

»Ach, vergiss es!« Dennis grinst und blinzelt Lasse, Nikolaj und Daniel zu, die ebenfalls grinsen und zurückblinzeln. »Scheißsozialpädagoge!«, sagt er, als Viktor gegangen ist.

Dennis gilt als Ausrüstungsnutte. Wenn die anderen sich ins Internet

einloggen, um an ihre Eltern oder die Freundin zu schreiben, geht er auf die Seiten von grejfreak.dk und shopusa.com, um zusätzliche Ausrüstungsgegenstände zu suchen. Er hat ein Tripicon-Zielfernrohr für sein automatisches Gewehr, eine Oakley-Schutzbrille, einen Magpul-Gewehrriemen und mit Kevlar verstärkte Blackhawk-Handschuhe. Einmal in der Woche öffnet er ein Päckchen und zeigt eine neue Trophäe herum, die er im Netz bestellt hat. Viktor nennt ihn die Königin der Ausrüstungsnutzen.

Dennis gibt die Trends vor. Lasse, Nikolaj und Daniel leihen sich seine Neuanschaffungen oder surfen selbst im Netz. Sie haben nur nicht das Geld, um mit Dennis gleichzuziehen, der ihr unbestrittener Anführer bleibt, wenn es darum geht, modisch korrekte Ausrüstung vorzuführen. Tobias, Jonas, Sebastian, Mathias und Gustav betreiben fanatisch Crossfit mit Viktor und teilen die Sicht des Oberfeldwebels auf Dennis und seine Nachahmer, die sie verächtlich Gucci-Bengel taufen. Dennis nennt sie dafür Hähnchen.

Während die meisten Soldaten des 3. Zugs erst einmal abwarten und sehen wollen, wie sich alles entwickelt, bevor sie sich entscheiden, ob sie beim Militär bleiben und sich wieder nach Helmand schicken lassen wollen, sind die fünf, die Viktor um sich versammelt hat, sicher, dass hier eine lebenslange Karriere auf sie wartet. In Omnia Paratus. So sehen sie ihren Job als Soldaten. Es ist kein Abenteuer, sondern eine Arbeit, der man nachgeht. Langsam werden sie in der militärischen Hierarchie aufsteigen, in der Beförderungen und schließlich eine Pension auf sie warten.

Allerdings hat weder Dennis noch sonst jemand aus dem kampflüsternden Trio den ersten bestätigten Treffer. Stattdessen gebührt diese Ehre Adam, dem ruhigen, verschlossenen Adam, dem Schrecken Nordostgrönlands oder dem Hundeführer, wie Dennis ihn nennt, wenn Adam nicht in der Nähe ist.

Im Laufe des ersten Monats sind die Patrouillen zu Fuß am Ufer des Helmand-Flusses zur Routine geworden. Wenn sie nach Osten in Richtung der nahegelegenen Stadt Gereshk gehen, ist das Gelände einigermaßen sicher. Die lokale Bevölkerung verhält sich ihnen gegenüber freundlich oder zumindest neutral. Der Fluss fließt träge dahin, hat eine blanke, glatte Oberfläche, die so weiß-blau ist wie der Himmel über ihnen.

Es herrscht permanentes Niedrigwasser. Durch die sommerliche Trockenheit sind die lehmgrauen Ufer kahl und zerfurcht.

Gehen sie in Richtung Westen, geraten sie mit der Vorhersehbarkeit eines Uhrwerks in einen Hinterhalt. Sie erleben es wie ein Ritual, nennen es »Tali-Bob Beschäftigung verschaffen«. Sie schießen auf Qalats, in Büsche und staubige Schutzhecken und gehen davon aus, dass sie irgendjemanden töten. Irgendeinen Beweis ihrer Effektivität finden sie allerdings nie. Sie haben keine Ahnung, ob ihre Kugeln von einer Mauer aufgehalten werden, im Stamm einer Pappel enden oder einen menschlichen Körper treffen. Tali-Bob nimmt seine Toten immer mit.

Einmal geraten sie allerdings auch unter Beschuss, als sie nach Osten gehen. Es ist kein sonderlich gut vorbereiteter Hinterhalt, nur vereinzelte Schüsse, aber es ist schwer, das Feuer zu lokalisieren. Der ganze Zug läuft zum nächsten Graben. Dort bleiben sie eine Weile liegen, ohne dass etwas passiert. Dann sind wieder ein paar Schüsse zu hören, und Simon schwört, er habe das Mündungsfeuer aus einem nahegelegenen Qalat kommen sehen. Es gibt auf dem ganzen Weg gute Deckungsmöglichkeiten, daher beschließen sie, das Qalat einzunehmen. Vornübergebeugt laufen sie auf die Lehmmauer zu, die den Hof umgibt, und bringen eine Sprengladung an.

»Taktisches Atmen«, befiehlt Schröder. Sie ziehen Sauerstoff in die Lungen und zählen im Geist bis vier. Sie halten die Luft an und wiederholen die Übung. Es ist nicht leicht, durch ein Loch in einer Mauer zu springen, wenn man nicht weiß, ob man auf der anderen Seite von konzentriertem Feuer erwartet wird. Sie befinden sich in der Gelben Zone. Jetzt sind sie bereit.

Einige sind auf die Knie gegangen und haben sich Finger in die Ohren gesteckt. Dann ertönt die Explosion, Lehmklumpen und Steinchen fliegen umher. Sie sind drin. Sie stoßen auf keinen Widerstand.

Die zahlreichen Räume rund um den ersten Hofplatz sind voller Frauen und Kinder, die ihre Gesichter verbergen und sich an den Wänden drängen. Auf einem der inneren Hofplätze steht eine Gruppe Männer mit erhobenen Händen. Die schussbereiten Gewehre auf sie gerichtet, befehlen ihnen Lasse und Nikolaj, sich auf die Knie zu hocken. Mathias

und Dennis durchwühlen das Stroh in den Ställen. Waffen finden sie nicht. Es riecht nach Kühen und durch die Explosion auch nach Trotyl, hauptsächlich nach Trotyl. Dichter Staub hängt in der Luft. Sie tragen Schutzbrillen.

Unter den Burkas könnten sich durchaus Kämpfer verbergen. Es ist die übliche Geschichte. Ein Bauer, der in einem Kaftan daherkommt, könnte ein ganzes Waffenlager mit sich führen. Sie haben Anweisung, auf die Schrittlänge zu achten. Geht jemand mit langen, zielgerichteten Schritten, ist er vermutlich ein Kämpfer. Nur kann man keinen Mann aufgrund seiner Schrittlänge erschießen. Diese Teufel sind schlau.

»Wir können nicht den ganzen Haufen zusammentreiben und eine nach der anderen einer Leibesvisitation unterziehen«, sagt Schröder. »Wenn die Männer bisher keine Taliban waren, werden sie es garantiert, wenn wir das mit ihren Frauen machen.« Nein, es geht einfach nicht. Das sehen alle ein.

»Uns fehlt noch ein Hof«, meldet Michael. Sørensen, der Minensucher, geht mit seinem Minensuchgerät voraus. Auf beiden Seiten des Hofes gibt es eine grünlackierte Holztür. Der Hofplatz ist fünf, sechs Meter lang. Sie treten die erste Tür auf. Sie fliegt aus der oberen Angel und schwingt hin und her. Sie gehen hinein. Nichts. Dann die nächste. Adam und Aske drängen hinein, die Automatikgewehre im Anschlag. Es fällt ein Schuss, und Aske taumelt rückwärts aus der Türöffnung. Er hat sein Gewehr verloren und fasst sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an den rechten Oberarm. Sein blondes Haar ragt unter dem Kevlar-Helm hervor, er ist blass geworden. Der Mund steht offen, als bräuchte er zusätzliche Luft. Einen Augenblick schwankt er. Dann lehnt er sich an die weißgekalkte Hausmauer und rutscht zu Boden.

»Ups«, sagt er blöde, als wäre die Ursache der Schmerzen der plötzliche Kontakt seines Hinterns mit der Erde. Sein Blick ist entrückt.

Simon rennt mit der Sanitätstasche zu ihm. Schröder brüllt wie ein Rasender, dass Adam aus dem Gebäude kommen soll. Er will ein paar Handgranaten hineinwerfen, bevor sie hineingehen und aufräumen. Sie starren auf die Türöffnung. Dann ertönt eine Schusssalve. Das Geräusch wird durch die dicken Lehmmauern gedämpft.

»Adam, Adam – verflucht!«

Sie sind vollkommen gelähmt. Einer ihrer Kameraden ist da drin. Wenn sie klug sind, nehmen die Lappenköpfe ihn als Geisel – wenn er nicht bereits tot ist. Aber sie können auch nicht einfach losfeuern, sowie sich jemand an der Tür zeigt. Es könnte sich um Adam handeln, mit einem Messer an der Kehle.

Dann ertönt eine Stimme aus dem Raum. »Ich hab ihn ... ich hab ihn tatsächlich erwischt.« Es ist kein Siegesgeheul. In Adams Stimme liegt kein Triumph. Er klingt eher erschöpft. Aber auch verwundert. Rotz wird laut und vernehmlich hochgezogen, dann ist ein Stöhnen zu hören. Sie sehen sich an. Ist er verletzt?

»Komm raus! Auf der Stelle!«, brüllt Schröder.

Adam taucht in der Tür auf. Er stützt sich mit einem Arm gegen die Mauer. Ein leichtes Beben geht durch seinen Oberkörper unter der Splitterschutzweste. Die Hand, die das Gewehr hält, zittert unkontrolliert. Die Knie schlagen gegeneinander. Er hat einen dunklen Fleck zwischen den Beinen. Ist er getroffen? Er geht ein paar Schritte und fällt beinahe über Askes ausgestreckte Beine. Dann setzt er sich auch auf die Erde.

»Ich hab ihn erwischt«, wiederholt er, mit der gleichen Verblüffung wie zuvor. Er legt sein Gewehr beiseite. Simon sieht ihn prüfend an. Adam hebt abwehrend die Hand. Sie zittert noch immer. »Ich bin nicht verletzt. Ich habe mir nur in die Hose gepisst.« Auf seinem Gesicht zeigt sich ein schiefes Lächeln. Er hat auch in die Schutzweste gebrochen, doch das hat er nicht einmal bemerkt.

»Dein Atemtraining«, fordert Schröder ihn auf.

Adam gehorcht. Er schließt die Augen und atmet tief aus, bevor er seine Lungen wieder füllt. Etwas verändert sich in ihm. Die Aufregung ebbt ab. Die Hände hören auf zu zittern.

Viktor ruft einen Hubschrauber. Aske soll ausgeflogen werden. Sørensen und Sylvester treten durch das Loch, das sie in die Mauer gesprengt haben, um mit ihren Minensuchgeräten einen Landeplatz auf dem Feld zu säubern. Viktor befiehlt Mathias und Dennis, eine Notbahre vorzubereiten. Er sieht den kampfeslustigen Dennis an, der endlich sein erstes Scharmützel erlebt hat. »Na«, sagt er, »amüsiert du dich?« Aske hat Schwierig-

keiten, auf die Beine zu kommen. »Ich will da nicht liegen«, sagt er. »Ich kann allein gehen.« Simon stützt ihn mit einem Arm.

»Noch zwei Mann gehen rein!« Schrøder sieht Adam an, als würde er seiner Beurteilung der Situation nicht recht trauen. »Bist du sicher, dass es nur einer war?« Er zeigt auf Hannah und Nebenperson. »Beendet den Job. Und seid vorsichtig. Schießt lieber einmal zu viel als zu wenig.«

Nebenperson hat eine Videokamera vor dem Auge. Er filmt Adam, dann die Türöffnung. »Siehst du nicht, dass ich beschäftigt bin?«, sagt er zu Schrøder.

»Das habe ich jetzt nicht gehört! Was glaubst du eigentlich, was das hier ist, Andreas? Ein Volkshochschulkurs? Oder die Filmfachscheule?«

Es gab eine lange Diskussion über Nebenpersons Bedürfnis, alles zu dokumentieren, was auf den Patrouillen passiert. Schließlich tragen alle GoPro-Helmkameras. Aber Nebenperson hält sie für nicht gut genug. Schrøder hat ihm zögernd erlaubt, seine eigene Sony Handycam mitzunehmen. Jetzt sieht es so aus, als würde der Zugführer es bereuen. Er zeigt auf die Türöffnung, an der Hannah bereits wartet. »Schwing deinen Arsch da rüber! Aber sofort!«

Nebenperson steckt die Kamera in die Ausrüstungstasche. Widerwillig geht er hinüber zu Hannah.

»Rein mit euch!«

Sie verschwinden durch die Türöffnung. Neue Schussalven ertönen. Einen Augenblick später sind sie wieder draußen. »Da gab's für uns nicht mehr viel zu tun. Wir wollten nur ganz sicher sein. Gute Arbeit!« Hannah hebt anerkennend den Daumen in Adams Richtung.

Adam reagiert nicht. Er hat das Erbrochene bemerkt, das an der Splitterschutzweste klebt. »Ich stinke«, sagt er.

Lasse, Nikolaj und Daniel, die drei Kampfplüster, starren ihn an. Neid ist aus ihren Blicken herauszulesen. Aber auch ein wenig Verachtung. Sie sehen sich an, als wollten sie sagen, sie hätten die Sache eleganter gelöst. Der Hundeführer, der Schrecken Nordostgrönlands, hat gekotzt!

Daniel reicht ihm eine Flasche Wasser. Adam nimmt sie dankbar entgegen und spült sich den Mund aus, bevor er den Rest über das Erbrochene schüttet und versucht, die Weste sauber zu reiben.

Troels und Clement ziehen die Leiche des getöteten Feindes zuerst aus dem Gebäude und legen den Toten mitten auf den Hof. Endlich sehen sie den Feind aus der Nähe. Zum ersten Mal hat der Zug einen Beweis, dass sie jemanden getötet haben. Über dem Hof ist eine Minidrohne aufgetaucht. Lasse und Mads zeigen das V-Zeichen in Richtung Drohne. Das Siegeszeichen gilt den Männern, die im Lager an den Bildschirmen sitzen.

»Seht mal, was ich gefunden habe.« Schröder tritt aus dem Gebäude. Ein tragbarer Granatwerfer hängt über seiner Schulter. In der Hand hält er eine staubige Tasche. »Ihr werdet es nicht glauben!« Sie starren auf die Tasche, einen kleinen rechteckigen Rucksack mit einem Henkel. Ein Lederemblem zeigt einen sitzenden Fuchs mit buschigem Schwanz.

»Was ist daran so besonders?«, fragt Hannah.

»Siehst du das nicht? Das ist ein Fjällräven, der meistverkaufte Rucksack in Dänemark!«

Ein Fjällräven? Trägt Tali-Bob Fjällräven? Sie staunen.

Schröder geht zu dem am Boden liegenden Körper. »Seht mal.« Er nimmt dem Toten den Turban ab. Das Haar ist hellbraun, ebenso wie der dünne Bart, der die eingefallenen Wangen bedeckt. Die tiefliegenden Augen sind graugrün. Die Lippen haben sich zu einer Grimasse verzogen, sie entblößen den Gaumen und entstellen das Gesicht des Toten. Dennoch haben seine Züge etwas unverkennbar Europäisches.

»Besser, ihr gewöhnt euch daran.« Schröder zeigt auf den Toten. »Einige von ihnen sehen uns ziemlich ähnlich.«

Der Tote soll ins Lager mitgenommen und der afghanischen Armee übergeben werden.

Adam ist aufgestanden. Er beugt sich über die Leiche. »Er könnte ebenso gut ein Däne sein«, sagt er. Er weiß nicht, warum er es sagt. Er würde den Toten gern bei den Schultern packen, um ihn ins Leben zurückzuschütteln. Was treibst du hier bloß?

Adam hat gerade einen Menschen getötet. Es hieß wir oder sie, er oder ich, ein reiner Klassiker wie aus dem Lehrbuch. Er hat lediglich getan, was er sollte. Er hat sich verteidigt und einen Feind unschädlich gemacht. Sein erster bestätigter Volltreffer. Das hier sollte ein großer Augenblick sein. Und dann sieht der Idiot aus wie ein Däne!

Sie hören das laute Geräusch doppelter Rotorblätter, die durch die Luft schaufeln. Der Chinook nähert sich. Er wird auf dem Feld vor dem Qalat landen.

»Der Lappenkopp hatte einen beschissenen Fjällräven«, sagt Adam.

3

Der tote Taliban mit dem Rucksack geht Adam nicht aus dem Kopf. Er spricht nie über ihn. Aber er ist da wie ein sperriges Fragezeichen. Nur weiß Adam nicht, wie die Frage lautet. Es ist der verdammte Fjällräven. Es sind die graugrünen Augen, die helle Haut, das Haar. Verflucht, wieso konnte er nicht die übliche Matte aus glänzenden schwarzen Haaren und einen ganzen Kissenbezug verfilzter Barthaare haben? Warum konnte der Idiot nicht einfach dem Feind ähnlich sehen?

Bis zu dem Moment, in dem das Gewehr lärmend losging und der Lappenkopp mit einer großen roten Blume auf seinem bestickten Kaftan an die Wand geschleudert wurde, kannten sie sich nicht. Jetzt sind sie so eng miteinander verbunden, wie man es nur mit einem Menschen sein kann, dessen Leben man beendet und dessen Gesicht man gesehen hat. Warum musste er sich auch über ihn beugen und ihn sich ansehen? Es müsste eine Regel für Soldaten im Kampf geben: Sieh dir deinen Feind niemals an, wenn du ihn erst einmal getötet hast. Er darf keinen anderen Namen haben, keine andere Identität als die, die sich in einem einzigen Wort zusammenfassen lässt: Feind. Auf wen schießen sie? Dieselbe Antwort. Den Feind. Immer wieder dieselbe Antwort. Es ist das einzige Wörterbuch, das man braucht, wenn man in den Krieg zieht, ein Ein-Wort-Wörterbuch.

Adam steht unter Beschuss seines eigenen schwarz-weißen Gewissens, das nur darauf aus ist, alles zu vereinfachen. Was weiß das Gewissen über Krieg? Nichts. Es ist sein erster Toter, aber insgeheim wünscht er sich, dass es auch sein letzter sein möge.

Er hat sich übergeben, als er den Afghanen erschoss. Denn er hat es be-

endet. Aske hat gar nicht feuern können, bevor er getroffen wurde. Es ist sicher normal, sich beim ersten Mal zu übergeben, wenn man so nah dran ist wie in dem engen Raum. Im Kampf kann es zu allen möglichen Reaktionen kommen. Das haben sie gelernt. Ein Viertel schießt in die Hosen, wenn sie in Lebensgefahr sind. In dem Qalat hat sich niemand in die Hose geschissen. Mit Ausnahme des Toten. Er hat alle Hemmungen fahren lassen. Du pisst, du schießt, alles verlässt dich, wenn du stirbst. Der Körper wird evakuiert, das Mietverhältnis ist gekündigt, die Würmer, die wahren Eigentümer der Wohnung, bereiten sich auf den Einzug vor.

Es gibt zwei Geschichten zu erzählen, als sie zurück ins Lager kommen. Die Helmkameras sind die ganze Zeit gelaufen, und bevor sie die Aufnahmen abliefern, überspielen sie sie auf ihre Notebooks. Dann schicken sie die Aufnahmen Nebenperson, der sie auf seinem Mac schneidet. In der einen Geschichte sprengen sie sich den Weg in den Qalat frei, gehen durch die kleinen geschlossenen Höfe und treten die Türen ein, dann ertönt plötzlich ein Schuss. Aske kommt heraus, an der Schulter verwundet. Dann folgt Adam. Ein toter Taliban wird auf den Hof geschleppt. Das V-Zeichen. Sie stehen Schulter an Schulter, die eroberte Beute tragen sie auf den Schultern, den tragbaren Granatwerfer, eine Kalaschnikow. Der Helikopter kommt. Ein Tag im Krieg.

Die andere Geschichte stammt von Nebenpersons Handycam: Sie sprengen sich den Weg in den Qalat frei, überqueren die Hofplätze, treten die Türen ein. Schussalven sind zu hören, Aske kommt heraus, seine Splitterschutzweste öffnet sich, eine Hand schneidet den Ärmel und die Brustpartie der Uniform auf, nackte Haut, Blut, das aus einem schwarz umrandeten Loch tropft, ein Stück Gaze bedeckt es und färbt sich rot, ein blasses Gesicht mit erstarrten Zügen, dann der missglückte Versuch eines Lächelns. Danach Fokus auf eine Schutzweste, an der Erbrochenes klebt, das wie ein zusätzliches Tarnmuster aussieht, ein feuchter Schritt, ein lebloser Körper, der aus einer Türöffnung geschleppt wird. Die Kamera zoomt auf das Gesicht des Toten, die helle Haut, das hellbraune Haar, die graugrünen Augen, die nichts mehr sehen, ein dünner Bart. Dann ein Fjällräven ohne Besitzer, der mitten auf dem Hofplatz steht, die Marke am Rucksack, ein sitzender Fuchs mit buschigem Schwanz. Wieder das

Gesicht, die Kamera gleitet über den Körper, die Arme des Toten liegen hinter dem Kopf, sein staubiger weißer Kaftan ist blutverschmiert, wieder das Gesicht, dann noch einmal der Körper, als würde die Kamera eine plötzliche Unruhe oder vielleicht ein Staunen überkommen.

Der Militärseelsorger Lukas Møller behauptet, Heldenmut sei der strahlende Triumph der Seele über das Fleisch. Davon handelt die erste Geschichte. Die zweite handelt vom Gegenteil: von einem mit Blut durchtränkten Verband, von Erbrochenem, vollgepissten Hosen und einem toten Körper. Der Triumph des Fleisches über die Seele. Der Krieg ist beides.

Ein Tag im Krieg. Die erste Geschichte sieht Adam nur einmal. Die zweite schaut er sich oft an. Und jedes Mal, wenn er sie gesehen hat, sitzt er stumm vor seinem Notebook. Ein Tag im Krieg. Ja, aber welchem Krieg?

Dann sieht er sich den Film noch einmal an.

4

Der dänische Oberkommandierende Ove Steffensen sieht nicht aus wie ein Anführer von Männern. Der Battlegroup-Chef der Truppe, wie er in einer Mischung aus Englisch und Dänisch genannt wird, die sehr gut die Zusammensetzung des Lagers widerspiegelt, hat kein Charisma und wünscht sich auch keines. Steffensen ist ein untersetzter Mann mit einer braunen Hornbrille, einer breiten, zum Teil von kurzen Stirnhaaren bedeckten Stirn und einem gestutzten Schnurrbart, der sich zwischen eine spitze Nase und einen kleinen Mund mit weichen, fleischigen und ständig feuchten Lippen geschoben hat, den die Witzigeren unter den Soldaten als Schnullermund bezeichnen. Er kann sich nicht wie der amerikanische General Stanley McCrystal mit nur einer Mahlzeit am Tag begnügen, er joggt auch nicht jeden Morgen zehn Kilometer. Die Mannschaft sieht ihn nur bei seltenen Gelegenheiten. Bisweilen spaziert er aus dem Hauptquartier quer über den mit Zement gepflasterten Fahnenplatz, stets umgeben von einem kleineren Gefolge. Schon oft hat er die Warnung gehört – natürlich immer scherzhaft vorgetragen –, dass man sich

von kleinen Offizieren fernhalten solle. Sie seien unberechenbar und missbrauchten ihre Macht. Aber Steffensen missbraucht seine Macht nicht. Er verbirgt sie.

Ins Cookhouse kommt Steffensen nie. Seine Mahlzeiten werden ihm gebracht. Sein Stellvertreter muss für ihn die Reden halten, die gehalten werden müssen. Nur wenn ein Minister oder eine Politikerdelegation offiziell zu Besuch kommt, zeigt sich Steffensen. Geschäftsmäßig führt er seine Gäste herum, erläutert dies und weist auf jenes hin, bevor man zu einem Lunch im Hauptquartier verschwindet. Immer loben die Gäste das Essen und erfahren dann, dass die Soldaten das Gleiche bekommen. Beim Essen werden sie auch über die Situation informiert. Steffensen sagt einige Worte, dann sein Stellvertreter, und danach redet eine kleine Gruppe dänischer Offiziere und Polizisten, die als Berater der örtlichen Behörden arbeitet. Der Begriff Fortschritt ist obligatorisch.

Die Gespräche werden von Steffensen und dem dänischen Botschafter Kai Carstensen überwacht, der mit den Gästen aus Kabul gekommen ist. Der distinguierte Diplomat mit den grauen Schläfen hat eine besondere Art, sich zu räuspern, wenn einer der Berater sich in einem frustrierten Ton über Probleme beschwert.

»So ist nun einmal die Kultur der Afghanen«, erklärt der Botschafter dann und wirft den Politikern einen wissenden Blick zu, den sie mit einem ähnlich wissenden Blick beantworten.

Der Besuch endet stets mit einem Gruppenfoto: die Politiker, umgeben von optimistisch lachenden einfachen Soldaten mit dem dänischen Markenzeichen, den blonden Haaren, die in der Wüstensonne beinahe weiß geworden sind. Dann werden die Gäste zu dem wartenden Hubschrauber geführt. Wenn sie gegen Abend von Kabul nach Dubai fliegen, haben sie sich weniger als vierundzwanzig Stunden in Afghanistan aufgehalten.

Neben seiner Arbeit beim Militär saß Steffensen viele Jahre auf Bornholm im Gemeinderat, in den er für die ehemalige Regierungspartei Venstre gewählt wurde. Nach sechzehn Jahren Kommunalpolitik ist er stolz auf seine Fähigkeit, das Spiel zu kennen. In langweiligen Sitzungszimmern mit Nadelfilz auf dem Boden, unbequemen Stühlen, lackierten Tischen und Thermofenstern mit der Aussicht auf Einfamilienhäuser und

überfüllte Parkplätze hat er gelernt, dass man sich über alles verständigen kann und kein Prinzip in Beton gegossen ist. Diese Erfahrungen hat er nach Afghanistan mitgenommen. Oberst Steffensen ist in die Wüste gekommen, um die Dinge zum Laufen zu bringen.

Es geht überhaupt nicht um militärische Überlegenheit. Käme es auf die Feuerkraft an, wäre er zweifellos der stärkste Kriegsherr der Region, aber das bedeutet nicht, dass er irgendetwas zu sagen hätte. Er könnte die gesamte Distrikthauptstadt Gereshk kurz und klein bomben lassen, wenn er wollte. So haben es die Briten in Musa Quala und Sangin gemacht. In beiden Städten bestehen die Zentren nur noch aus einem Haufen Ruinen, und die Soldaten sprachen »Welcome to Hell-land!« auf die Mauern, die noch stehen.

Steffensen ist klüger. Er weiß, dass die Macht nicht in den Waffen liegt, nicht einmal in den Gebieten, die offiziell zur Kriegszone gehören. Als er erfährt, dass das Wort für Feindschaft, *tuburgunay*, sich vom Wort für Vetter, *tubur*, ableitet, begreift er, dass Feindschaft auch innerhalb der engsten Familie gedeiht. Doch so gesehen kann der Fremde auch dein Freund sein. Es gibt Raum zum Manövrieren.

Und genau hier kommt Steffensen ins Spiel. Alles hängt vom Verhandeln, von Allianzen und Absprachen ab, und die kann man schließlich mit jedem eingehen.

Auch mit ihm, dem Kriegsherrn aus Dänemark.

Es ist ein Spiel, das er kennt.

Najib Atmar kommt Steffensen immer barfuß entgegen. Sein leichtfüßiger Gang erinnert an Tanzschritte. Sein gekräuselter, wild wuchernder Bart steht in Kontrast zu seinem schmalen Gesicht und den schweren Augenlidern, die ihm ein vornehmes, aristokratisches Aussehen verleihen.

Noch vor ein paar Monaten war Najib Atmar für den nächtlichen Beschuss der dänischen Truppen mit Mörsergranaten verantwortlich gewesen – allerdings ohne dass jemand zu Schaden kam. Das feindselige Verhalten machte Atmar nicht gerade zu einem bevorzugten Gesprächspartner. Doch der dänische Oberbefehlshaber interpretierte das Bombardement richtig. Es war nicht die Eröffnung einer neuen Front, sondern der Auftakt von Verhandlungen. Er lud den Afghanen zu einem Treffen ein, und als Atmar erschien, wusste er, dass er Recht hatte.

Atmar hatte mit einem ehemaligen britischen Kommandanten eine einigermaßen fragwürdige Vereinbarung, nach der Mitglieder seiner zerlumpten, schlecht ausgerüsteten und von Opium betäubten Miliz acht Checkpoints bemannen durften, die rund um das Lager verteilt liegen. Die fadenscheinige Truppe sollte angeblich das ohnehin stark befestigte Lager schützen, und für diesen offensichtlichen Schwindel erhielt Atmar einen ansehnlichen monatlichen Betrag in amerikanischen Dollars. Steffensens Vorgänger, ein gradliniger dänischer Oberst, der das Kommando über das Lager von den Briten übernahm, war darüber so empört, dass er den Vertrag kündigte und Atmars Männern befahl, die acht Checkpoints zu räumen. Danach begann der nächtliche Mörserregen.

Steffensen bot Atmar an, die monatlichen Zahlungen wiederaufzunehmen. Der Granatregen hörte in der darauffolgenden Nacht auf.

So einfach ist das.

Nicht alle Probleme können auf dem Schlachtfeld gelöst werden. Aber am Verhandlungstisch.

Atmar liebt es, seinen dänischen Partner über die Geschichte von Helmand zu belehren. Wenn diese endlose Wüstenlandschaft überhaupt eine Geschichte hat, dann nur eine militärische, sagt der Kriegsherr. Heere sind hier erst von der einen, dann von der anderen Seite durchmarschiert, nicht seit hundert, sondern seit mehreren tausend Jahren. Sie wollten nichts, nur weiter. »Wir standen einfach im Weg. Das wurde unser Schicksal. Wir sind diejenigen, die den Plänen anderer im Weg stehen.«

Steffensen ist geneigt, ihm Recht zu geben. In den Büchern, die er über Afghanistan gelesen hat, steht dasselbe. Dieser unfruchtbare Landstrich hat mehr Eindringlinge erlebt als irgendein anderer Ort auf der Welt. Und er antwortet jedes Mal mit dem gleichen Versprechen: »Ihr steht nicht im Weg. Wir sind nicht gekommen, um zu erobern, sondern um euch zu einem besseren Leben zu verhelfen.«

Najib Atmar nickt und lächelt. »Ich vertraue dir. Du bist nicht wie die anderen.«

Steffensen und Atmar treffen sich häufig, und Atmar hat zu diesem Zweck ein kleines Lehmhaus direkt vor den Toren des Lagers bauen lassen. Es ist halb in die Erde gegraben, so dass es auch als Schutzraum

dienen kann, und in dieser Erdhöhle empfängt Atmar den Oberst. Das Haus ist ein Kompromiss. Es liegt in fußläufigem Abstand zu Steffensens Hauptquartier. Aber es gehört Atmar. Der dänische Kriegsherr kommt zu dem afghanischen. Es ist ein Zeichen von Respekt.

Von Najib Atmar erhält Ove Steffensen seine erste Unterrichtsstunde über die örtlichen Machtverhältnisse, wie er es ironisch bezeichnet. Ihm wird erklärt, wann er die Endung *jan* hinzufügen muss, die Freund bedeutet. Das ist wichtig. Er muss verstehen, dass er in Wahrheit bloß den Status eines *ashna* hat, eines Bekannten, weder Freund noch Feind, ganz einfach ein Verhandlungspartner. Aber mit *jan* funktioniert alles besser.

Atmar ist *jan*. Najib *jan*.

»Najib *jan*«, sagt Ove *jan*. »Wir haben ein Problem.«

Steffensen wurde vom dänischen Verteidigungsministerium auf einen Missklang in der Abmachung aufmerksam gemacht, die er mit Atmar getroffen hat. Das Ministerium ist nicht mit der Regelung an sich unzufrieden. Es kann nur mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen werden, wenn der nächtliche Schlaf dänischer Soldaten nicht von einschlagenden Mörsergranaten gestört wird. Sorgen bereitet die Form der Bezahlung. Möglicherweise hält es jemand für eigenartig, dass das Geld dänischer Staatsbürger in den Taschen eines afghanischen Warlords landet. Oberst Ove Steffensens Aufgabe ist es, eine andere Lösung zu finden, wenngleich mit einem identischen Resultat, damit der nächtliche Granatenregen nicht wieder einsetzt.

Essen ist zu einem festen Bestandteil ihrer Treffen geworden. Atmar serviert Kebab auf Spießen, die so lang sind, dass man einen Mann damit niederstechen könnte. Dazu gibt es flaches, in einem Erdofen gebackenes Nan-Brot. Steffensen hat gelernt, das Brot anstelle von Messer und Gabel zu benutzen. Mit einem abgerissenen Stück Brot, das er zwischen den Fingern faltet, zieht er das Fleisch vom Spieß und führt es zum Mund. Seine Finger werden fettig, aber es klappt.

Atmar hat einen Fernseher installiert, der stets mit abgedrehtem Ton eingeschaltet ist. Auf dem Bildschirm ist eine indische Seifenoper zu sehen. Vollbusige Frauen zeigen ihren Brustansatz, der mit Rücksicht auf die afghanischen Zuschauer nur unscharf zu erkennen ist – wie die Ge-

sichter von noch nicht verurteilten Angeklagten in den Nachrichtensendungen. Atmar schielt ständig in Richtung Bildschirm und wendet dann den Blick rasch wieder ab, als hätte man ihn bei etwas Verbotenem erwischt.

Steffensens Beitrag zum Abendessen ist der Nachtsch, Schokoladeneis, das er in einer Kühltasche aus dem Cookhouse mitgebracht hat. Vanilleeis mit Schokoladenstückchen ist das Leibgericht des Kriegsherrn, der das Eis gierig mit einem Löffel verschlingt. Weiße und braune Tropfen hängen ihm im Bart, den er sorgfältig mit den Fingern säubert, nachdem er diese erst an seinem bestickten Kaftan abgewischt hat.

Der Dolmetscher Roshaan sitzt neben Steffensen. Für ihn ist nie gedeckt. Nicht einmal eine Tasse Tee wird ihm angeboten. In den Augen des Kriegsherrn ist er offensichtlich eine Art Dienstbote, dessen Zunge statt seiner Hände man sich bedient.

In diesem gesetzlosen Land ist jede Absprache per se informell. Es geht um Vertrauen und gegenseitige Vorteile. Aber es geht auch ganz nüchtern und unsentimental um eine Beurteilung der Stärken und Schwächen seines Gegenspielers. Niemand ist ausschließlich stark oder schwach. Die Menschen sind unterschiedlich, aber durch ihre Schicksale miteinander verbunden. Und genau so sieht Steffensen Najib Atmar: als einen Menschen, mit dem er eine gewisse Zeit sein Schicksal teilen muss.

»Wir sind hier, um Afghanistans vom Volk gewählte Regierung zu unterstützen«, sagt Ove jan. »Wir sind hier, um eine Demokratie aufzubauen.«

Wenn es Ove jan wichtig ist, Afghanistan eine Demokratie zu nennen, soll es Atmar recht sein. Es ist eine Art rhetorische Übung, an der beide ein gewisses Vergnügen finden. »Ja«, erwidert der Warlord, »wir alle unterstützen die Demokratie hier in Afghanistan. Die Demokratie ist die beste Regierungsform.«

Der professionelle Roshaan übersetzt Atmars Aussage mit einem neutralen Gesichtsausdruck. Roshaan hat einmal zu Steffensen gesagt, dass es mit ihm aus ist, wenn die Taliban gewinnen. Der große, schlanke, glattrasierte Mann in Jeans, T-Shirt und Lederjacke repräsentiert das moderne Afghanistan. Roshaan hat sein Studium nicht aufgegeben, aber ohne eine

Familie, die ihn unterstützen kann, musste er mit dem Studium pausieren. Daher arbeitet er nun als Dolmetscher. Er spricht von Najib immer nur als »dieser Mann«, als würde er, der an der Universität von Kabul Wirtschaftswissenschaften studiert hat, sich von dem Kriegsherrn der blutigsten Provinz Afghanistans distanzieren, ja vielleicht sogar auf ihn herabsehen.

Roshaan hat eine Frau, die er selbst gewählt hat, und zwei Kinder. Sowohl er als auch seine Frau haben ihre Eltern während der russischen Besetzung verloren. In einer Welt, in der Familien aus Dutzenden von Mitgliedern bestehen, die umgeben von schützenden Mauern unter demselben Dach wohnen, sind sie ganz allein.

»Wir haben ein Problem«, insistiert Steffensen. »In einer Demokratie gibt es eine Armee, und nur den Soldaten ist es erlaubt, Waffen zu tragen. Sie garantieren die Sicherheit der Nation. In Afghanistan gibt es viele private Armeen und bewaffnete Männer, die dem Staat nicht gehorchen. Das ist das Gegenteil von Recht und Ordnung. Das ist Chaos. Jedenfalls in den Augen der Demokratie.«

Er wirft Roshaan einen Seitenblick zu, als er das sagt. Er spürt, dass der Dolmetscher den Kriegsherrn für einen Bauerntrommel mit allzu viel Macht hält. Es gibt einen Abgrund zwischen Roshaan und der Landbevölkerung, der vielleicht ebenso groß ist wie der zwischen den dänischen Soldaten und den lokalen Bauern. Roshaans Lebenstraum steht in diesem Krieg auf dem Spiel, aber bei den Bauern gibt es diese widerwillige Halbherzigkeit, den rückwärtsgewandten Drang, am Bekannten festzuhalten, egal, wie erbärmlich es ist.

Ja, Roshaan hat den Sinn der Anwesenheit dänischer Soldaten verstanden. Sie kämpfen für ihn. Daher ist der Dolmetscher ein Mann, auf den man sich verlassen kann.

Najib jan sieht den dänischen Oberkommandierenden beunruhigt an. »Ove jan«, sagt er eindringlich, »ich bin ein guter Mann. Ohne meine Männer...«, seine Hand fährt waagrecht durch die Luft, »... kein Recht und keine Ordnung. Wir beschützen die dänischen Soldaten. Wir beschützen die Afghanen. Wir sind Freunde der Demokratie.«

»Das weiß ich, Najib jan. Aber in einer Demokratie kann es niemanden geben, der über seine eigene Privatarmee verfügt.«

Roshaan übersetzt schnell und unbeschwert. Er sieht Steffensen nicht an, während er spricht.

Atmar richtet sich auf. In seinem Bart hängen noch immer Schokoladetropfen, die er übersehen hat. Er sieht Steffensen appellierend an. »Ove jan. Bin ich jetzt dein Feind? Denk daran.« Er ballt die Faust und hebt den Zeigefinger in einem Gestus, der gleichzeitig belehrend und drohend ist. »Ich kann ein ausgezeichneter Feind sein. Ich kenne das Terrain, ich kenne die Menschen, alle sind auf meiner Seite. Ohne mich kommst du nicht zu recht. Mit mir erreichst du deine Ziele.«

»Ich weiß das, Najib jan, glaub mir. Ich habe deine Stärke gesehen. Unsere Freundschaft ist unverbrüchlich. Es ist ganz einfach«, fährt Steffensen nach einer Weile fort. »An der Absprache ändert sich nichts. Wir können dich nur nicht mehr als Kriegsherrn bezeichnen. Kennst du die italienische Renaissance?«

Najib jan nickt. Er hat keine Ahnung. Er weiß nur, dass es wichtig ist, nicht das Gesicht zu verlieren.

»Dann weißt du sicher auch, wie dort die Kriege geführt wurden?«

»Ja, natürlich. Genau wie bei uns.«

Steffensen stutzt. Weiß Najib doch, worüber er redet? Denn genau das ist Steffensens Pointe. Die Ähnlichkeit der Kriegführung in der italienischen Renaissance und der Art und Weise, wie die Afghanen kämpfen.

Steffensen ist überzeugt, der Höhepunkt der militärischen Kriegsgeschichte war die italienische Renaissance, als die Heere auf der ständig unruhigen Halbinsel hin und her marschierten und sich eine spektakuläre Schlacht nach der anderen lieferten. Zehntausende Männer in prachtvollen Uniformen schlugen aufeinander ein, aber aus Gründen, die niemals vollständig analysiert wurden, waren die Verluste ausgesprochen gering. Höchstens ein paar hundert Männer, wenn die Schlacht überstanden war und die Parteien sich zurückzogen – die eine als Sieger, die andere mit einer Niederlage, die aber, betrachtet man es etwas genauer, immer nur scheinbar war.

»Hast du jemals darüber nachgedacht, warum die Verluste so gering waren?«

Najib jan reagiert abwartend. Steffensens erste Vermutung war richtig.

Der Kriegsherr weiß tatsächlich nichts darüber. Jetzt geht es darum, ihn zu belehren, ohne dass es sich so anhört.

»Wie du sicher bereits vermutet hast, liegt es daran, dass alle Heere Privatunternehmen waren und ihre Generäle nichts anderes als Geschäftsführer. Deren wichtigste Aufgabe war es nicht, eine Schlacht zu gewinnen, sondern dafür zu sorgen, dass das Personal zufrieden ist. Wenn allzu viele Männer auf dem Schlachtfeld starben, wäre es schwierig geworden, rasch neue zu rekrutieren. Sehr schnell hätten sie an der Spitze eines Heeres ohne Männer gestanden. Anforderungen an ihren Arbeitsplatz, das Schlachtfeld, stellten die Soldaten auch. Sie wollten nicht im Winter kämpfen, wenn es kalt war.«

Najib jan nickt bestätigend. »Wir auch nicht.«

»Wenn es regnete, zogen sie es ebenfalls vor, zu Hause zu bleiben, um sich nicht zu erkälten.«

»Genau wie wir.« Wieder nickt Najib jan.

Steffensen lächelt. Er hat seine eigene, persönliche Erinnerung an die Kriegführung der italienischen Renaissance. Als er mit Karen auf Hochzeitsreise in Venedig war, hatte er sie auf den Platz Santi Giovanni e Paolo geführt, weil sie sich ein Standbild seines Lieblingsgenerals Bartolomeo Colleoni ansehen sollte. Das kraftvolle Pferd in Angriffsposition verschmilzt mit seinem Reiter, der in Rüstung und Helm das Schwert erhebt, um zuzustoßen. Colleonis zerfurchtes Gesicht mit der markanten Kinnpartie, der krummen Nase und den schweren Augenlidern verrät Erfahrung. Trotzig starrt er dem Feind entgegen.

Doch das alles ist Illusion. Der General ist nicht auf dem Weg in den Kampf.

»Colleoni ist ein General nach meinem Herzen«, hatte Steffensen seiner Frau erklärt, als er ihr das Reiterstandbild zeigte.

Karen hatte erst in das Gesicht ihres friedfertigen Ehemanns mit seinen weichen Zügen geschaut, dann auf Colleonis kämpferisch verzerrtes Profil. »Unterschiedlicher könntet ihr beide aber kaum aussehen«, hatte sie spöttisch erwidert.

»Wir haben sehr viel mehr gemeinsam, als man glauben mag. Colleoni errang weder bedeutende Siege, noch erlitt er fatale Niederlagen. Er ach-

tete nur ordentlich auf seine Männer und hatte schließlich ein Vermögen angespart, das er der Stadt Venedig schenkte. Deshalb steht hier ein Denkmal von ihm. Hier hast du einen General, der dem Krieg die Unvernunft, den Hass und die Gewalt nahm und alles durch schlichten Geschäftssinn ersetzte.«

An diesen Augenblick erinnert er sich. An die Frühjahrs-sonne in dem blonden Haar, die Liebe in ihrem Blick. Sie bewunderte nicht den Soldaten in ihm. Sie sah den Mann in ihm, der er selbst gern sein wollte. Ein konstruktiver, praktischer Mann, dessen Erfahrungen ihm stets erlaubten, eine Lösung zu finden, wo andere nach einer Entschuldigung für die Konfrontation suchten. Eine moderne Ausgabe von Colleoni.

Jetzt beugt Steffensen sich vor und sieht den Afghanen, der ihm gegenüber sitzt, eindringlich an. »Schluss damit, Kriegsherr zu sein. Im Westen mag niemand dieses Wort. Sie glauben, du bist ein Wilder, der an der Spitze eines Haufens bewaffneter Banditen durch die Wüste rennt. Wir müssen Worte finden, die man im Westen kennt und schätzt. Ich schlage vor, wir nennen dich Direktor und taufen deine Miliz in eine Sicherheitsfirma um. Wenn du einverstanden bist, fehlt uns nur noch ein Name für die Firma, die wir dann eintragen können. Ich werde dir beim Papierkram helfen.«

Die Idee ist ihm am Vorabend gekommen, und er begreift nicht, warum er nicht schon längst daran gedacht hat. Er kennt so etwas doch zur Genüge aus der Ausschussarbeit in der Gemeindeverwaltung auf Bornholm. Outsourcing ist das Patentrezept, wenn ein Problem nach neuen Lösungen schreit. Das bedeutet Verbilligung, Verlagerung von Verantwortung und – am allerwichtigsten, wenn die Politik effektiv sein soll – Undurchsichtigkeit. Es fängt damit an, die Reinigung eines Pflegeheims einer privaten Reinigungsfirma zu übertragen, und endet damit, das ganze Pflegeheim zu privatisieren. Geht etwas schief, ist die Firma schuld, nicht die Gemeindeverwaltung.

Jetzt wird der Krieg an seinen Freund Najib Atmar und seine Miliz outgesourct.

Es dauert einige Zeit und bedarf eines intensiven Einsatzes von Roshan, bis Najib jan begreift, was Ove jan sich vorstellt. Dann geht ein

Leuchten über sein Gesicht. »Heißt das, ich bekomme auch weiterhin mein Geld?«

Ove jan nickt. »Es kann sogar sein, dass du mehr bekommst. Möglicherweise finden wir noch andere Aufgaben für dich. Wie gesagt, wir müssen nur noch einen Namen für deine Firma finden.«

»Allah ist groß.« Das ist ein guter Name.«

Ove jan schüttelt den Kopf. »Das geht nicht. Das könnte in Dänemark missverstanden werden.«

Still denken beide eine Weile nach.

»Strafe Gottes?«, schlägt Najib jan vor.

»Wie wäre es mit Helmand Security? Ich glaube, das Verteidigungsministerium hätte größeres Verständnis für eine Firma mit diesem Namen.«

Najib jan hebt die Hände als Zeichen seines Einverständnisses. »Okay«, sagt er lächelnd. »Mein Freund Ove jan weiß es am besten.«

Najib jan erhebt sich. Ove jan interpretiert es als Zeichen, dass ihr Treffen vorbei ist. Er streckt die Hand zu dem obligatorischen Händedruck aus, der hier wie zu Hause immer einen guten Handel beschließt. Doch statt seine Hand zu ergreifen, stellt Najib jan sich zu seiner Verblüffung neben ihn, beide Hände an die Brust gepresst. »Das müssen wir feiern. Wir müssen zusammen tanzen. *Atan*.«

Najib gibt dem Dolmetscher ein Zeichen, den Rest selbst zu erledigen. Roshaan erklärt, dass *Atan* der Nationaltanz ist, den die Männer bei besonders festlichen Gelegenheiten aufführen. Er nickt in Najibs Richtung. »Dieser Mann wird Ihnen jetzt die Schritte zeigen.«

Ove jan stellt sich in die gleiche Position wie sein afghanischer Geschäftspartner, der ihm mit pädagogischer Langsamkeit die einleitenden Bewegungen demonstriert. Ove jan macht einen Schritt nach vorn, dann noch einen, streckt die Hände aus und klatscht, und als Najib jan in diesem Moment nach vorn hüpfte, ahmt Steffensen ihn sofort nach.

Der ehemalige Warlord, jetzt Direktor von Helmand Security, lächelt ihm aufmunternd zu.

Ove jan lächelt zurück.

5

Seit dem Tag, als er den Taliban mit dem Fjällräven erschoss, ist mit Adam irgendetwas nicht in Ordnung. Äußerlich unterscheidet er sich nicht von den anderen im Zug. Er isst, was er essen soll, er erfüllt seine Pflichten, er füllt seinen Platz aus. Aber er funktioniert mechanisch, ohne Begeisterung. Adam grübelt, er ist verschlossen. Er hat den Rang eines Gruppenführers, und für einen Gruppenführer ist es nicht gut, verschlossen zu sein. Die Kameraden bemerken es. Sie wissen genau, was sein Problem ist. Nur wissen sie nicht, was sie zu ihm sagen sollen.

»Worte helfen da nicht.« Viktor, der Oberfeldwebel, sagt das. Er hat so ziemlich alles gesehen, auch Männer wie Adam.

»Du trägst einen sehr schweren Stein mit dir herum«, sagt er zu Adam.
»Betrachte deinen Körper als Katapult.«

Er bereitet ein hartes Trainingsprogramm vor und absolviert es mit Adam. Sie laufen vierhundert Meter. Sie schwingen einundzwanzigmal die Kugelhantel. Sie stoßen einundzwanzigmal einhundertdreißig Kilo. Sie machen einundzwanzig Klimmzüge. Eine Runde muss in fünf Minuten durchlaufen werden. Und dann noch eine Runde. Und noch eine. Fünf hintereinander. Sie hängen bei den Klimmzügen nebeneinander. Viktors Halsmuskeln treten zitternd hervor. Sein verzerrtes Gesicht ist feuerrot, die Lippen sind zwei schmale Striche, die Zähne gefletscht. Er schwitzt und stöhnt und brüllt abwechselnd.

Adam schwitzt ebenfalls.

»Du musst brüllen!«, gurgelt Viktor.

Adam öffnet den Mund. Nichts passiert. Es will nicht heraus.

Hannah setzt sich manchmal im Cookhouse neben ihn. »Wie kommt ein Taliban an einen Fjällräven?«, fragt er. Immer dieselbe Frage.

Sie gibt ihm die gleiche Antwort wie alle anderen. »Er hat ihn vermutlich gekauft oder geklaut. Wir leben in einem globalen Wirtschaftssystem. Was du in einem Teil der Welt bekommst, kannst du auch im anderen kaufen. Nur weil er einen Fjällräven hatte, muss er doch nicht in Dänemark geboren sein.« Sie legt ihm eine Hand auf den Arm.

»Aber wenn es nun so ist?« Adam zieht den Arm zurück.

»Na und? Er war hier, um auf uns zu schießen. Du oder er, darauf lief es hinaus. Du hast das einzig Richtige getan. Darum sind wir hier. Um Typen wie ihn zu stoppen.«

Adam sagt nichts. Hannah zieht ihren Stuhl näher heran. Wieder legt sie eine Hand auf seinen Oberarm. Adam starrt auf den Tisch.

»Wenn ich richtig traurig war«, beginnt Hannah, »bin ich manchmal auf den Assistens Kirkegård gegangen. Ich habe gleich in der Nähe gewohnt, in der Jægersborggade. Erinnerst du dich an Natasja?«

Adam nickt. Natasja war eine Hip-Hop-Sängerin, die bei einem Verkehrsunfall auf Jamaica ums Leben kam.

»Sie liegt auf dem Assistens Kirkegård begraben«, fährt Hannah fort. »Ich habe mich immer an ihr Grab gesetzt.«

»Wenn's geholfen hat.« Adams Ton ist sarkastisch. »Und? Kennst du einen Friedhof hier in der Nähe, auf den ich mich setzen und vor mich hin starren kann?«

»Natasja war auch Jockey.« Hannah spricht unbeirrt weiter. »Bei einem Sturz hat sie sich mehrfach das Hüftbein gebrochen. Die Ärzte haben ihr erklärt, dass sie nie wieder gehen würde. Aber das tat sie. Sie ist sogar wieder geritten. Sie hat mehrere Turniere gewonnen. Und sie hat auf der Bühne getanzt.«

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Du musst wieder in den Sattel. Genau wie Natasja. Aber die Voraussetzung ist, dass du es selbst willst. Du musst dich zusammenreißen.«

Adam steht auf und geht.

Niemand schlägt Adam vor, zu einer Psychologin zu gehen. Zu einer Psychologin zu gehen ist nicht nur ein Zeichen von Schwäche, es ist eine Niederlage. In der Regel kommt es danach zu einer Rücksendung nach Dänemark. Alles, was sie fühlen und tun, wird auf Symptome von etwas anderem reduziert. Die Psychologin sagt niemals, es sei in Ordnung, jemanden zu töten. Stattdessen sagt sie: Es ist okay, dass du Schuldgefühle hast. Es ist okay, Angst zu haben. Es ist okay, dass du das Gefühl hast, es nicht zu schaffen. Aber genau das wollen sie nicht hören. Sie brauchen keine Rollschuhe, wenn es bereits bergab geht. Sie brauchen Unterstüt-

zung, um den Berg wieder hochzukommen. Sie wollen hören, dass sie es schaffen können; die Niederlagen und das Gefühl von Mutlosigkeit und totaler Selbstaufgabe sollen nicht dazu führen, dass sie ständig in einem schwarzen Loch stecken. Aber dann kommt der Trostpreis aller Psychologen, das falsche Schulterklopfen der Selbstakzeptanz: Es ist okay, in einem schwarzen Loch zu stecken. Verflucht noch mal, nein, das ist nicht okay. Sie sind nicht hierhergekommen, um zu lernen, mit ihren Schwächen zu leben. Sie sind auch nicht hierhergekommen, um einen Krieg zu gewinnen. Sie sind gekommen, um sich selbst zu überwinden.

Adam endet beim Militärseelsorger.

6

»Gehen wir auf eine Tasse Tee zu mir«, schlägt Lukas Møller immer vor, wenn er spürt, dass einer der Soldaten das Bedürfnis nach einem Gespräch unter vier Augen hat. Niemand wird schief angesehen, wenn er mit Møller in dessen Zelt verschwindet. Es gibt keine Bemerkungen hinterher, niemand fragt. Beim Pastor reden und reden sie, als hätte er ihnen irgendetwas in den Tee gegeben. Er hört nur zu. Mitunter sagt er natürlich auch etwas. Sein Tonfall hat immer etwas Beruhigendes. Wenn er ihnen schon nichts in den Tee getan hat, so ist doch irgendetwas in seiner Stimme, und das ist bestimmt kein Zucker. Was es ist, wissen sie nicht. Aber es ist da.

Der Pastor ist ein großer Freund von Tee. Er hat seinen eigenen Elektrokessel und eine breite Auswahl an Teesorten. »Das lokale Gebräu?«, fragt er. Es ist sein Lieblingstee, ein grüner afghanischer Tee. Er bietet Zucker an. Er selbst trinkt den Tee ohne Milch und Zucker. Er serviert ihn auch nicht in Plastikbechern, sondern in richtigen Porzellanbechern, die die Hände wärmen, wenn man sie umfasst.

Sie sitzen sich auf Klappstühlen gegenüber. Der Altar dient als Tisch. Er ist mit einer Dannebrog-Fahne bedeckt. Die Flagge benutzt Møller als Altardecke. Es ist schließlich ein Kreuz – und die rote Farbe des Blutes. Aber der Dannebrog ist natürlich auch die Flagge des Landes. Es ist eine

Art Dreieinigkei: Kreuz, Krieg und Vaterland. Aber jetzt liegt sie dort nur als ein Tischtuch, auf dem sie ihre Teebecher abstellen. Ein paar Mal spritzt ein Tropfen daneben, ohne dass der Pastor es kommentiert. Vielleicht ist sein Christentum so – etwas ganz Alltägliches, das benutzt und bespritzt werden kann. Was wissen sie denn schon?

Es ist ein sehr kleines Zelt. Es gibt nur fünfzehn Stühle, aber sonntags ist es trotzdem nie voll.

Denn Predigten sind nicht gerade Lukas Møllers Stärke. Es kommt vor, dass er sich über *Die Chroniken von Narnia* oder *Der Herr der Ringe* auslässt. Sie fassen sich an den Kopf. Vermutlich spricht er so zu seiner Gemeinde auf Ærø, aber ihrer Meinung nach ist das verdammt herablassend. Einmal hat er den Tod mit dem Wandschrank verglichen, der nach Narnia führt. Wofür hält er sie eigentlich? Ein andermal hat er sie Hobbits genannt. »Ihr seid wie Frodo auf dem Weg zum Schicksalsberg. Kleine tapfere Männer, die das Böse herausfordern.« Während dieser Sonntagspredigt stand Mads demonstrativ auf und präsentierte seine ganze einhundertzweiundneunzig Zentimeter große Gestalt. »Give me a fucking break«, sagte er und verließ das Zelt.

Møller änderte den Stil. Er hörte auf, von Mordor oder Narnia zu reden, und fing stattdessen an, vom Teufel, von Drachen und von Drachentöttern zu predigen. Jetzt klingt er wie *World of Warcraft*, aber noch immer ist nicht genügend Adrenalin in seiner Stimme.

Møller hat wirre Haare, als hätte er es aufgegeben, sie in Form halten zu wollen, und er trägt einen kurzgeschnittenen Vollbart, der hingegen sehr gepflegt aussieht. Er hält nichts von dem wildwuchernden Taliban-Stil, den viele Soldaten bevorzugen. In einem Oberschenkelholster steckt eine SIG M/49. Aber niemand glaubt, dass er sie jemals ziehen wird.

Møller war mit dem Zug auf Fußpatrouille gewesen. Sie mussten ihn auffordern, die Klappe zu halten, weil er zu viel redete. Sie wussten nicht genau, ob er es tat, weil er nervös war, oder ob es sich genau andersherum verhielt. Vielleicht meinte er, sie seien nervös und der Klang seiner Stimme könne ihnen Mut machen. Das war jedenfalls nicht der Fall. Er lenkte sie ab. Nicht zuletzt, weil er vom Tod schwafelte. »Der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht«, sagte er. »Und die Taliban sind der Dieb.«

»Danke, Feldprediger. Jetzt reicht's«, hatte Schröder gesagt.

Unter vier Augen ist der Militärseelsorger ganz anders. »Na, wie geht's?«, erkundigt er sich eher nebenbei. Keine gefalteten Hände oder salbungsvolle Stimme.

Niemand antwortet einfach nur, dass es ihm prächtig gehe.

Adam hält den Becher mit dem grünen Tee in den Händen, als hätte er das Bedürfnis, sich die Hände zu wärmen.

»Du warst doch in Nordostgrönland, oder?« Møller stellt seinen Becher auf den Dannebrog. »Ich habe mir oft gewünscht, dass die Siriuspatrouille dort oben Bedarf für einen Pastor hätte. Aber ich denke, zwanzig Männer sind zu wenig für eine Gemeinde. Ich glaube, es ist der Gedanke an die Stille, der mich fasziniert. Und dann der Sternenhimmel, der so allumfassend sein muss. Man verliert das Gefühl für den Planeten unter seinen Füßen. Wenn du überall und nirgends bist, verlierst du auch dich selbst. Dein kleines, bedrängtes Selbst.«

Adam hat einen Moment das Gefühl, der Pastor habe ihn vergessen.

»Mir hat mal jemand erzählt, dass mehr Grönländer bei ruhigem Meer mit dem Kajak verschwinden als bei einem Sturm. Stimmt das?«

»Ja, das stimmt schon.«

»Kann man sagen, dass die Stille sie holt?«

Adam lächelt. »So habe ich noch nie darüber nachgedacht. Aber möglicherweise kann man das tatsächlich so sagen.«

»Was hast du da oben eigentlich gesucht?«

»Ich weiß nicht, ob ich etwas gesucht habe. Aber ich habe etwas gefunden.« Adam schaut verlegen auf seine Hände, die noch immer den Becher umklammern. »Ich bin nicht gewohnt, darüber zu reden. Es war wohl so eine Art Zugehörigkeitsgefühl.« Er schüttelt den Kopf über sich selbst. »Nein, das klingt zu verschwommen.«

»Versuch's trotzdem. Wozu gehörtest du?«

»Tja, es hört sich wirklich merkwürdig an. Zu den Tieren.« Adam atmet tief durch, sein großer Körper hebt und senkt sich auf dem Klappstuhl. »Ja, also zu den Tieren.« Seine Stimme klingt plötzlich entschieden.

»Hältst du uns Menschen für Tiere?«

»Nein, nicht so. Ich habe etwas von den Schlittenhunden gelernt.«

»Was meinst du?«

»Kennst du den Gedenkstein für die dänische Expedition, die in Nordostgrönland verschwunden ist? Den Stein, der an der Langelinie steht?«

»Kenne ich gut. Das war Mylius-Erichsen und ...«, Møller stockt und sucht nach dem Namen, »Hagen hieß er, glaube ich. An den Namen des Dritten kann ich mich nicht erinnern.«

»Brønlund. Er hieß Jørgen Brønlund. Ein Grönländer. Er war der Einzige, dessen Leiche gefunden wurde. Er lag ganz allein in einem Felsloch, als er starb. Auf dem Gedenkstein ist ein großes Relief. Man sieht die Männer zusammen mit den Hunden einen Schlitten ziehen.«

Møller nickte. »Hab ich gesehen.«

»Hast du den Ausdruck in den Gesichtern der Männer bemerkt?«

»Nein. Ist daran etwas Besonderes?«

»Sie haben nur eins im Kopf: den Schlitten Meter für Meter zu bewegen. Sie sind Zugtiere geworden. Genau wie die Hunde. Ist Brønlund so gestorben? Sah er sich selbst als ein Zugtier, dessen Zeit gekommen ist und dem die Natur nun den Gnadenschuss gibt? So würde ich selbst gern sterben. Nicht wie all diese Menschen, die die ganze Zeit jämmerlich um Aufschub beten. Gib mir nur eine Minute mehr! Nein, sage ich. Gib mir den Gnadenschuss, wenn meine Zeit gekommen ist.«

Schweigen. Der Pastor wartet, dass Adam weiterspricht.

»Ich habe eine Geschichte über die Paschtunen gehört. Wenn sie sich ergeben, erscheinen die Stammesführer bei dem Sieger mit einem Joch im Nacken und Gras im Mund. Die Botschaft lautet: Wir sind jetzt deine Ochsen. Sie haben Recht. Genau das sind wir, Zugtiere.«

»So siehst du das also? Als Kapitulation vor dem Tod? Ist das wirklich alles, was sich über uns sagen lässt?« Møller sieht aus, als wollte er zu einer längeren Rede ansetzen.

»Ich habe angefangen, ihn Jens zu nennen«, sagt Adam. »Ist das nicht vollkommen irre?«

Der Militärseelsorger sieht ihn aufmerksam an. Sein Blick ist ganz ruhig. Es liegt eine plötzliche Herzlichkeit darin, die sich auch auf die Stimme überträgt. »Ich sage das nicht, um dem Problem auszuweichen. Aber was sagen die anderen? Die haben doch das Gleiche erlebt wie du?«

»Erstens«, erwidert Adam, und seine Stimme klingt müde, »wir sehen die ja nie, verdammt. Wir jagen ihnen tonnenweise Metall hinterher, aber die Arschlöcher nehmen ihre Toten immer mit. Zweitens sah er verdammt noch mal so aus, als wäre sein Name Jens gewesen. Entschuldigung, ich weiß, dass es eine fixe Idee ist. Aber so sah er nun mal aus.«

»Es ist in Ordnung, wenn du ihn Jens nennst. Du hast einen Mitmenschen getötet. Wir dürfen einander nicht umbringen, allerdings sind wir bisweilen dazu gezwungen. Das ist ein Widerspruch, aber es ist ein Widerspruch, mit dem du lernen musst umzugehen. Du bist stark. Denk an deinen eigenen Tod. Dann findest du eine Balance.«

»Sein Gesicht kommt mir ständig dazwischen. Und dann dieser verdammte Fjällräven. Es ist lächerlich, ich weiß.« Adams Züge sind verzerrt. Seine Stimme überschlägt sich vor Verzweiflung.

»Du hast einen anderen Menschen umgebracht. Das ist eine Tat, mit der du dich nie abfinden wirst. Du sollst dich auch nicht damit abfinden. Denn dann würdest du deine Menschlichkeit verlieren. Von nun an ist dein Leben ein Kampf. Es kann sein, dass du noch ein Leben nehmen wirst. Es wird jedes Mal ein Kampf werden. Du schuldest es dir selbst, nicht zu verlieren.«

»Klingt wie eine Einladung zu einem langen Leben in Einsamkeit.« Adams Stimme trieft vor Sarkasmus. »Ich dachte, deine Aufgabe ist es zu trösten?«

»Da hast du etwas missverstanden. Ich bin nicht hier, um euch zu trösten. Ich bin hier, um euch Mut zu machen. Einsamkeit gibt es nicht. Du kannst immer mit Gott sprechen.« Der Pastor sieht Adam eindringlich an. »Ich weiß genau, dass du nicht an Gott glaubst. Ist mir auch egal. Wenn deine Gedanken dich quälen, dann versuch das Wort ich durch du zu ersetzen. Rede zu jemandem, auch wenn niemand da ist. Du bringst ganz von allein jemanden hervor, der dir zuhört. Es hilft nichts, laute Selbstgespräche zu führen. Du musst dir deinen eigenen Zuhörer schaffen, dann bist du nicht mehr allein.«

7

»Ich möchte mich entschuldigen.« Adam setzt sich Hannah gegenüber.
»Die Sache mit Natasja. Das war gut, dass du mir das erzählt hast. Mir geht es besser.«

»Liegt es daran, dass du mit dem Pastor gesprochen hast?«

»Ja, vielleicht. Ich weiß es nicht. Ich finde nur, du solltest wissen, dass ich deine Hilfe zu schätzen weiß.«

Hannah senkt den Kopf. Sie errötet ein wenig. »Danke.«

»Empfindest du immer Verantwortung für andere?«

Adam stellt die Frage mit einer Direktheit, die Hannah überrascht. Ebenso wie ihre eigene Reaktion. Ganz unerwartet hat sie Lust, sich zu öffnen. In gewisser Weise hat sie ja auch damit angefangen, als sie von Natasjas Grab redete.

»Hier draußen haben wir doch alle die Verantwortung füreinander.« Sie sagt es, um Zeit zu gewinnen.

»Du achtest aber mehr darauf als wir anderen.« Adams Zähne sind weiß in seinem kastanienfarbenen Bart. »Ich habe von dir und den Rollschuhen gehört. Ich habe auch schon mal diese Rampen gesehen, die ihr hinunterfährt. Sind ziemlich hoch. Wenn du auf der Kante gestanden und dich bereitgemacht hast, hast du da jemals Angst gehabt?«

»Jedes Mal.« Hannah will nicht lügen. »Es ist kein Widerspruch, gut in etwas zu sein und Angst davor zu haben. Das habe ich beim Training gelernt.«

»Und was hast du dagegen getan?«

»Ich habe tief durchgeatmet und bin über den Rand getreten. Es gibt niemanden, der den letzten Schritt für dich tun kann. Das kannst nur du selbst. Das ist die Kunst. Es zu wagen.«

»Wir werden in den kommenden Monaten oft über den Rand treten müssen.«

Hannah nickt. Dieser Gedanke ist ihr auch schon gekommen.

»Ich sehe mich auch als jemanden, den niemand bremsen konnte.« Adam lächelt verlegen.

»Was hast du getan?«

»Ich bin in Uniformhose und Armyjacke im Gribskov herumgelaufen. Zehn Kilometer durch den Wald mit einem fünfundzwanzig Kilo schweren Rucksack. Ich fühlte mich so verdammt unbesiegbar. Ich hätte bis ans Ende der Welt laufen können. Ich hatte mir eine Bandana um den Kopf gebunden, und wenn ich mit dem Zug fuhr, hatte ich das Gefühl, dass alle mich anstarren. Wenn ich ausstieg, spürte ich ihre Blicke im Rücken. Ich war sicher, dass alle sich wünschten, sie wären wie ich. Dann bin ich gelaufen. Ich habe unterwegs nie angehalten. Es gab auch nicht diesen Mist mit Musik und Ohrhörern, ich wollte nicht abgelenkt werden.«

»Bis du jemandem begegnet, der genauso war wie du?«

»Einmal. Er war in meinem Alter. Er trug die gleichen Sachen und schleppte genau wie ich einen Rucksack mit sich herum. Wir sahen uns an. Keiner sagte etwas. Dann nickten wir und liefen weiter. Er hatte sich für eine Route entschieden, von der er einfach nicht abweichen wollte. Mir ging es ebenso. Ich habe ihn nie wiedergesehen, das ärgerte mich.«

»Warst du so eine Art Outsider?«

»Könnte man sagen. Und du?«

Hannah konnte später nicht erklären, wie es passierte. Wollte sie, dass Adam sich sicher fühlte? Oder spürte sie bei ihm ein Feingefühl, das die Mauer einriss, die sie um sich gebaut hatte? Sie weiß genau, warum sie immer diejenige ist, die austeilt. Weil sie es nicht erträgt einzustecken. Wenn du jemand anderen nah an dich heranlässt, kann es sein, dass er dich verletzt. Unverwundbarkeit ist ihr Ideal, nicht nur als Soldat. Komm mir ja nicht zu nahe, allenfalls zu meinen Bedingungen. Ich halte immer eine unsichtbare Waffe in meinen Händen.

»Meine Mutter hat mich allein großgezogen. Alkoholikerin.« Jetzt hat sie es gesagt. Sie weiß, was normalerweise folgt: mitleidige Blicke, begleitet von freundlich beruhigenden Geräuschen. Sie sieht Adam prüfend an.

Neugierde liegt in seinem Blick. »Und wie bist du damit zurechtgekommen?«

»Es gab zwei verschiedene Gerüche in unserer Wohnung. Ihren und den Geruch von Reinigungsmitteln. Ich habe immer die gekauft, die am meisten parfümiert waren. Als ich klein war, fragte ich sie einmal, ob wir

keine Familie hätten. »Familie ist scheiße«, hat sie geantwortet. Ich wollte wissen, wo mein Vater ist. »Wo dein Vater ist? Ja, wo kann er nur sein? Denkt er an deinen Geburtstag? Bekommst du Weihnachtsgeschenke von ihm? Klingelt es an der Tür, und er steht davor? Warst du mit ihm jemals im Tivoli oder im Zoo?« Mit ihr bin ich da auch nie gewesen. Aber nicht deshalb war ich kurz vorm Heulen. »Ist mein Vater tot?«, wollte ich wissen. Sie schaltete nur den Fernseher ein und drehte die Lautstärke auf. Das war die Antwort, die ich bekam. Ich hätte sie verprügeln können.«

»Bist du deinem Vater je begegnet?«

Hannah schüttelt den Kopf. Ihr Blick ist leer, als wäre sie an einem ganz anderen Ort. »Ich sehe meiner Mutter nicht ähnlich. Überhaupt nicht.« Sie fährt sich mit der Hand durchs Gesicht. »Ich habe kräftige Augenbrauen. Die Augen meiner Mutter sind grau, ich habe braune Augen. Meine Hände sind groß, ihre klein.«

Adam betrachtet ihre Hände. Wie Männerhände sehen sie seiner Meinung nach nicht aus. Sie sind groß, das stimmt, aber nicht maskulin. Sie sind lang und schlank, auf eine Weise, die er elegant findet. Gern würde er eine ihrer Hände nehmen und zwischen seinen halten, aber er beherrscht sich.

»Meine Beine«, fährt Hannah in ihrer Aufzählung fort. »Ich habe muskulöse Schenkel. Das war schon so, bevor ich mit dem Inlineskaten angefangen habe.«

»Denkst du oft an ihn?«

Eigentlich kennt Adam die Antwort. Hannah hat sie gerade gegeben.

Hannah lacht verlegen. »Es ist schwer, an jemanden zu denken, dem man nie begegnet ist.« Wieder fährt sie sich mit der Hand durchs Gesicht und zupft an ihrer Unterlippe. Sie hat hübsche, füllige Lippen, denkt Adam. »Ich habe eine vollkommen schwachsinnige Fantasie. Ich stelle mir vor, dass ich plötzlich eine SMS oder eine Mail bekomme. Von ihm. Dass er weiß, dass ich hier draußen bin.«

An einem solchen Punkt des Gesprächs fühlen sich Menschen immer genötigt, etwas Privates preiszugeben. Ich kenne das von mir, sagen sie. Und wenn sie erst einmal anfangen, hören sie nicht wieder auf. Sie haben einen Vorwand, über ihr Lieblingsthema zu reden: sich selbst. Hannah

spürt, dass es dieses Bedürfnis bei Adam nicht gibt. Er hört zu, und deshalb redet sie weiter. »Weißt du, was ich gesagt habe, als ich meine Mutter das letzte Mal sah, bevor wir hierherflogen?«

Adam schüttelt den Kopf.

»Danke, dass du mich geboren hast. Ich spürte, dass ich irgendetwas sagen musste. Einmal in der Woche war alles okay. Am Freitag, wenn wir uns *X Factor* ansahen. Ich kochte Kaffee, wir aßen Kekse. Ein paar Stunden war es gemütlich. Mir fiel es schwer, ein Testament zu schreiben. Du weißt ja, dass sie allen diesen Vordruck geben. Falls man stirbt. Wer soll angerufen werden, an welche Tür ist zu klopfen, wer ist der Wichtigste? Verwandtschaft ersten, zweiten, dritten Grades. Ich schrieb meine Mutter hinein. Sonst hätten sie gedacht, dass irgendetwas mit mir nicht stimmt. Meine Mutter! Sie hätte keine Ahnung, wovon sie überhaupt reden, wenn sie bei ihr vor der Tür stünden. Afghanistan? Begräbnis? Mir ist es egal, wo ich in die Erde geschmissen werde. Es kommt sowieso niemand, um mein Grab zu besuchen. Ich will im Internet begraben werden. Dahin kommen alle meine Freunde. Ich hatte solch eine Lust, meinen Vater auf das Formular zu schreiben. Und dann hinzuzufügen, dass Name, Aufenthaltsort und Handynummer unbekannt sind. Findet ihn selbst. Ihr seid doch das Militär. Ihr habt Osama bin Laden gefunden, dann könnt ihr doch wohl auch meinen Vater finden.« Sie unterbricht sich plötzlich und lacht hektisch auf. »Verstehst du, was ich meine?« Als sie die Frage stellt, hört sie, wie dumm sie klingt. Das hier ist einfach so unglaublich privat, dass Adam keine Chance hat, es wirklich zu verstehen. Niemand hat eine Chance, es zu verstehen. Es gibt gewisse Dinge, die man einfach für sich behalten sollte, wenn man nicht zu verrückt klingen will.

»Ja, ich verstehe es«, antwortet Adam,

Er strahlt eine unerschütterliche Ruhe aus, als er das sagt. Hannah begreift, dass es egal ist, ob er die Wahrheit sagt. Er hat dort gesessen. Er hat zugehört. Er hat nicht angefangen, über sich selbst zu reden, ist nicht aufgestanden und einfach gegangen.

»Ich dachte ...«, beginnt er. »Na ja, also ...«

Nebenperson zögert einen Moment, als er sich Schröder gegenüber setzt. Er ist einer der Kleinsten in der Gruppe von Camp Price, hundertachtundsechzig Zentimeter groß, mit einem schmalen Kopf und glanzlosen Haaren, die wie ein Mäusepelz auf seinem spitzen Schädel liegen. Er ist immer glattrasiert, vermutlich, weil ihm ohnehin kein nennenswerter Bart wächst, also lässt er es freiwillig. Sonderlich muskulös ist er auch nicht. Es gibt keinen aufgepumpten Bizeps oder einen Brustkasten, der auf seine Existenz aufmerksam machen würde, wenn er unter der Dusche steht, bloß ein flaches Brett mit den beiden überflüssigen Pickeln der Brustwarzen. Nur zwischen den Beinen hat er etwas vorzuweisen, ein schwer herabhängendes Glied, das aussieht, als hätte es Ambitionen, ein konkurrierendes drittes Bein zu werden. Die Größe seines Glieds ist ein offenes Geheimnis, das die Kameraden ein wenig ratlos hinterlässt, wenn es um die Stoßrichtung ihrer Frotzelei geht. Nebenperson hat den größten Penis des Zugs, aber eigentlich hat der sich einen vollkommen unwürdigen Aufenthaltsort ausgesucht, wirkt wie ein Elefantenrüssel an einem Mückenkörper. Der Gedanke, dass dieser Hänfling sie alle übertrifft, wenn es um das Wichtigste geht, ist unerträglich.

»Du solltest ihn der Universität stiften, wenn du stirbst«, schlägt Mads vor. »Der muss in Spiritus eingelegt werden. Das ist vermutlich auch das Einzige, wo er je reinkommen wird. Wenn's dich erwischt, schicken wir dich in zwei Särgen nach Hause. Der eine für den Friedhof, der andere geht an die medizinische Fakultät. Echt, du solltest mit einem Penisfutteral herumlaufen.«

Mads hat Andreas »Nebenperson« getauft. Eigentlich hatten sie ihn schon Lakritzpfeife genannt, wegen der ganzen Tüten mit Süßigkeiten in seinen Päckchen aus Dänemark. Durchgesetzt hat sich aber Nebenperson. Alle wissen, was gemeint ist. Die Hauptperson befindet sich in Andreas' Hose, der Rest von ihm ist lediglich ein Anhängsel.

Nebenperson ist von Kameras besessen. Er ist der Ansicht, dass das

Leben erst real ist, wenn es durch eine Linse oder, in einem späteren Stadium des fotografischen Prozesses, auf einem Display oder Bildschirm betrachtet wird. Er hat eine ganze Batterie von Kameras mit nach Helmand gebracht. Die Helmkamera hält er für die größte Erfindung des Militärs. Sie hat nur einen Nachteil: Er kann sich damit nicht selbst fotografieren. Deshalb schleppt dieser kleine Mann, der schon für die normalen dreißig, vierzig Kilo Gepäck nicht gebaut ist, auf den Patrouillen zusätzliche Kameraausrüstung mit. Er drückt häufiger auf den Selbstauslöser, als er je den Abzug seines Gewehres berühren wird. Sie ahnen, nein, wissen es: So wird er sich auch an dem Tag verhalten, an dem sie wirklich in der Scheiße stecken. Er wird in seine Videokamera glotzen, während die anderen sich auf den Boden werfen, aufgesogen von diesem Krieg, der für sie Leben oder Tod bedeutet, während das Ganze für ihn nichts anderes als eine weitere Chance der Dokumentation ist.

Nebenperson nimmt seine Sony Handycam mit in den Duschaum. Sie steht auf der Ablage unter dem Spiegel, wenn er sich die Hände wäscht oder die Zähne putzt. »Nimmst du die auch mit aufs Klo?« Die anderen wünschen, Mads hätte nicht gefragt. »Im Ernst?«, rufen sie, als Nebenperson bestätigend nickt.

Nebenperson hat eine Unmenge externer Festplatten mitgebracht, denn sein Notebook verfügt über nicht genügend Speicherplatz. Jeden Abend sitzt er da und schneidet. »Wie lang ist ein Film über einen Tag in deinem Leben?«, erkundigt sich Mads. »Vierundzwanzig Stunden? Was willst du überhaupt damit?«

»Ich stelle es ins Netz.«

»Glaubst du wirklich, dass es jemanden gibt, der auf Langeweile.dk sehen will, wie du dir die Zähne putzt?«

»Darum geht's nicht. Wenn es erst einmal im Netz steht, verschwindet es nie wieder. Ich bin *life-logger*. Das Internet ist mein Gedächtnis.«

In Dänemark ist Nebenperson Mitglied des Netzwerks *Quantified Self*. Er weiß, wie viele Schritte er jeden Tag zurücklegt, wie viele Kilometer er Fahrrad fährt, wie viele Kalorien er zu sich nimmt, wie schnell sein Herz schlägt. Dafür muss er vierundzwanzig Stunden am Tag im Internet sein. Hier geht das nicht. Er ist abgeschnitten von seinem eigenen Lebensnerv,

mit einem Körper, der nicht registriert wird. Und die militärische Disziplin ist kein Ersatz. Die Kamera schon. Allerdings nicht ganz. Nebenperson fühlt sich nicht als vollständiger Mensch. Er ist nicht online.

Jetzt sitzt er Schröder gegenüber. »Ich dachte ... Ich könnte mir vorstellen ... Wäre es nicht eine gute Idee, wenn ...«

Sein Adamsapfel bewegt sich heftig an dem hühnerähnlichen Hals. Der Adamsapfel ist der einzige Teil von ihm, der ebenso hervorstechend ist wie dieses unverhältnismäßig große Ding in seiner Unterhose. Die anderen nennen es seinen Sprechmuskel, und das ist ironisch gemeint, denn Nebenperson ist eher wortkarg. In diesem Augenblick ist er nervös, und möglicherweise ist es sein klopfendes Herz, das den Adamsapfel auf und ab hüpfen lässt.

»Ja, was denn?«, fragt Schröder nach.

»Ich will ein Monument schaffen. Über uns. Im Netz. Hast du je das Mahnmal für den Vietnamkrieg in Washington gesehen?«

Schröder nickt. »Ja, eine lange Mauer mit den Namen aller Gefallenen. Achtundfünfzigtausend. Die Amerikaner waren gespalten in ihrer Haltung zum Krieg. Einige waren dafür, andere dagegen. Das Mahnmal ehrt die Toten. Nicht den Krieg. Das ist vermutlich so eine Art Kompromiss.«

»Ja, schon, aber es erzählt nichts über die Gefallenen. Nur, dass sie tot sind. Das ist bei der Gedenktafel am Kastell in Kopenhagen genauso. Tote Soldaten, Jahreszahl, Namen. Schluss. Aber was ist mit dem Mahnmal für die Schlacht bei Iwojima – kennst du das?« Nebenperson wartet Schröders Antwort nicht ab. »Eine Handvoll Soldaten kämpft, um die amerikanische Flagge auf einen Berggipfel zu pflanzen. Das erzählt etwas vom Krieg. Allerdings erzählt es auch nichts über die Soldaten. Wir wissen einen Scheiß über die Männer.«

»Clint Eastwood hat einen Film über sie gedreht.«

»Zwei. Er hat zwei Filme gedreht.« Nebenperson sieht aus, als ob er ein Selbstgespräch führt. »Aber was ist mit den anderen, den Zehntausenden, die an der Schlacht teilnahmen, den Tausenden, die starben? Wo sind die? Was wissen wir über sie? Nichts. Und was ist mit uns? Wer wird überhaupt auch nur irgendetwas von all dem begreifen, was hier passiert? Eine Jahreszahl auf einer Gedenktafel teilt mit, wann du gestorben bist. Aber was war

dein Beitrag? Du bist auf eine Straßenmine gefahren oder auf eine getreten. Das also ist dein Beitrag zum Sieg in Afghanistan, für die Einführung von Demokratie, der Befreiung der Frauen, der Ausbildung der Kinder, für all den Fortschritt, den wir hier bringen: auf eine Straßenmine zu treten? Wir enden mit so einer Gedenktafel als Dank, dass wir unser Leben gaben, ein Mahnmal, dass wir unseren Fuß an die falsche Stelle gesetzt haben.«

»Willst du einen Dokumentarfilm drehen?«

»Verstehst du nicht, was ich meine? Alles soll dokumentiert werden, jede einzelne unserer Handlungen. Ein Mahnmal hat wie eine Erinnerung zu sein, nicht nur Namen und Jahreszahlen, die in einen polierten Stein gemeißelt werden, oder irgendein anderes blödes Symbol, das sich ein schwachsinniger Bildhauer ausgedacht hat und das doch keiner versteht. Du kennst doch *Halo*. Auf dem Höhepunkt hatten die fünfzehn Millionen Spieler, und auf ihrer Homepage ist jedes einzelne Spiel verewigt, an dem diese Spieler je teilgenommen haben. Sie können auf diese Seite gehen und sich jeden einzelnen Zug ansehen, den sie in ihrer Spielerkarriere gemacht haben. Alles ist da. Du kannst es dir immer wieder ansehen, es analysieren, davon lernen. Du kämpfst in einem großangelegten Krieg, und jeder einzelne Soldat hat seinen eigenen, ganz persönlichen Raum, in dem sämtliche Bewegungen, die er je getan hat, bewahrt werden. Und weißt du, wie sie ihre Seite nennen? Museum of Humanity. Und genau das will ich schaffen. Das ist die einzig richtige Art, Soldaten zu ehren. Weißt du, wie viele Bytes in diesem Online-Museum stecken? Mehrere Quadrillionen. Und weißt du, wie viele Quadrillionen Bytes die gesamten schriftlichen Werke der Menschheit brauchen? Fünfzig Quadrillionen. Für *Halos* Seite allein sind vermutlich mehr Bytes nötig. Das Internet ist das neue Gedächtnis der Menschheit. Und es wird ewig währen, jedenfalls solange es Elektrizität gibt.«

Nebenperson schweigt. Er ist blass, sein Adamsapfel ist verschwunden, als wäre er ihm in den Bauch gesunken. Er blickt auf seine Hände. Es könnte ein peinlicher Moment sein. Stattdessen ist es ein feierlicher Augenblick. Das signalisiert die Stille zwischen ihnen.

»Ich dachte, du bist ein Trottel«, sagt Schröder schließlich. »Aber ich habe mich geirrt.«

